Das

Blumenmädchen von Paris.

Von

Ch. Paul de Kock.

Uebersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Glückswechsel.

Wir müssen in unserer Erzählung etwas zurückgehen, um die Baronin von Grangeville wieder aufzusuchen. Wir haben diese Dame verlassen, als sie sich in dem Lustwäldchen Glumeau's mit ihrem Gemal allein befand.

Diese Begegnung hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Es war keine sanfte Regung des Herzens, die durch süße, freundliche Erinnerungen entsteht, die Baronin war von jeher zu gefallsüchtig gewesen, um gefühlvoll zu seyn; aber der Anblick ihres Mannes hatte ihr große Unruhe, fast Schrecken verursacht; dann hatte sie an die Vergangenheit gedacht, und bei der Vergleichung der letztern mit ihrer gegenwärtigen Lage hatte sie sich in ihre früheren Verhältnisse zurückgewünscht, wo sie als Gräfin von Brévanne eine geachtete Stellung inne gehabt und die Mittel besessen hatte, alle ihre Launen zu befriedigen.

Die fünfhundert Franken, die ihr Merval unter dem Vorwande einer alten Schuld übergeben, hatten sich in ihren mit Ausgaben allzusehr gewöhnten Händen nicht lange gehalten. Wenn sie bei einer Modistin einen Hut oder eine

Haube nach ihrem Geschmack sah, so mußte sie dieses Toilettestück haben, gleichviel um welchen Preis. Ihr Hauswesen war, wie wir gesehen, der Kammerjungfer Lisida überlassen; was Wunder daher, daß sie so viele Gläubiger hatte!

Am Morgen nach der Abendunterhaltung in Glumeau's Landhause zog die Baronin gleich nach dem Erwachen die Glocke.

»Haben sich Ew. Gnaden gestern in Nogent gut unterhalten?« fragte die Zofe. »Sie sind, wenn ich nicht irre, in der Morgendämmerung nach Hause gekommen. Sie haben also einen Wagen gefunden?«

»Ach, liebe Lisida, ich habe Dir viel zu erzählen. Ja, zwei junge Leute haben mich in ihren Wagen genommen. Es waren zwei höchst elegante Herren, deren Toilette nichts zu wünschen übrig ließ . . . Aber wenn Du wüßtest, wen ich draußen gesehen habe! Das Herz pocht mir noch, wenn ich daran denke.«

»Gewiß eine neue Eroberung,« sagte die schlaue Zofe; »ein feuriger Liebhaber hat Sie entführen, aufs Land bringen wollen . . .«

»Nein, Du bist weit von der Wahrheit entfernt. Denke Dir, ich habe meinen Mann gesehen!«

»Ist es möglich!«

»Ja, Lisida, Du kannst Dir denken, daß ich ganz aus der Fassung kam. Zum Glück war's in einem Wäldchen, er war etwas entfernt von mir, aber ich erkannte ihn sogleich, er ist fast gar nicht verändert. es ist erstaunlich, er schien mir schöner als vormals.«

»Und er wird Ew. Gnaden auch erkannt haben?«

»O, er hat mich auf den ersten Blick erkannt, ich sah es an seinen Augen.«

»Seine Augen hatten gewiß einen recht zärtlichen Ausdruck . . .«

»Nein, ich habe keine Zärtlichkeit in seinen Augen bemerkt. Er ist zu stolz, zu kritisch . . . Denke Dir, die ganze Gesellschaft war schon fort und wir Beide waren ganz allein im Wäldchen.«

»Ew. Gnaden wollten also eine Unterredung mit Ihrem Gemal haben?«

»O nein; aber ich weiß nicht, wie mir zu Muthe war. Die starke Gemüthsbewegung hatte mir alle Kraft genommen; ich konnte nicht von der Stelle, ich fürchtete mich.«

»Das war recht thöricht . . . Und der Herr Gemal benutzte diesen Augenblick, um Ihnen zu Füßen zu fallen und Sie wegen seines früheren Benehmens um Verzeihung zu bitten . . .«

»Gott behüte! er sah mich mit finstern Blicken an und ging nicht von der Stelle. Mir war gar nicht wohl zu Muth. Glücklicherweise wurden von der Gesellschaft, die mich vermißte, einige junge Leute abgeschickt, um mich zu suchen, sie fanden mich in dem Wäldchen, und ich gestehe, daß ich sehr gern mit ihnen fortging.«

»Und Ihr Gemal? . . .«

»Er kam nicht in die Salons und ich war sehr froh darüber. Ich sah ihn nicht wieder. Was sagst Du dazu, Lisida?«

»Ich finde das Benehmen des Herrn Grafen gar nicht artig. Er fand nach langer Trennung seine schöne, liebens-

würdige Frau wieder, und er hätte Ihnen zu Füßen fallen und sich aussöhnen sollen.«

»Ja, viele andere Männer würden es so gemacht haben.«

»Und Ew. Gnaden haben ein so gutes Herz, Sie würden ihm gewiß verziehen haben.«

»Das ist wohl möglich, aber es ist nicht geschehen. Es freut mich aber doch, daß er mich in meiner gestrigen Toilette gesehen hat; er kann nicht ahnen, daß es mir an Geld fehlt.«

»Es ist wahr, Ihre Toilette war prächtig.«

»Lisida, sieh in meiner Commode zu, wie viel Geld noch da ist . . . in der obersten Schublade.«

Die Kammerjungfer schaut in die Commode und antwortet:

»Madame, ich finde noch zwanzig Franken.«

»Wie! nicht mehr als zwanzig Franken? Du hast ja erst vor einigen Tagen eine Banknote von fünfhundert gewechselt . . . Es ist nicht möglich, Du siehst nicht recht zu.«

»Ich versichere Sie, Madame, daß nicht mehr da ist. Bedenken Sie nur was Sie ausgegeben haben und Sie werden finden, daß nicht mehr da seyn kann. Erstens haben wir der Nähterin hundertdreiundzwanzig Franken bezahlt; dann hat der Krämer erst zehn und nachher fünfzig bekommen, weil er wieder kam und Lärm machte . . .«

»Es ist wahr . . . es ist himmelschreiend, diesen Leuten so viel Geld zu geben.«

»Dann haben Sie sich den wunderschönen Hut gekauft, den Sie gestern trugen . . . mich dünkt für sechzig Franken.«

»Ja, und er ist nicht zu theuer.«

»Dazu kommt das prächtige seidene Kleid mit den Spitzenvolants . . . hundertzwanzig Franken glaube ich.«

»Ja, es ist spottwohlfeil.«

»Dies macht zusammen schon bei vierhundert Franken . . . dann die kleinen Einkäufe bei dem Parfumeur, Handschuhe, und dazu haben wir doch gelebt. Sie sehen, daß nicht mehr als zwanzig Franken übrig seyn können.«

»Es ist wahr. Mein Gott, wie das Geld verschwindet! Man sollte etwas Anderes erfinden, wovon mehr da wäre. Ich muß wirklich meine Muzaja-Actien verkaufen.«

Frau von Grangeville läßt ihre letzten Werthpapiere, für welche sie zweitausend Franken bezahlt hatte, für etwa neunhundert verkaufen. Mit dieser Summe werden die Bedürfnisse des Hauswesens eine Zeit lang bestritten; aber da die zahlreichen Gläubiger drohten, so mußte man ihnen wenigstens Abschlagzahlungen geben, und überdies wollte die Baronin alle ihre Launen befriedigen. Endlich geht auch der Ertrag der Muzaja-Actien auf die Neige und die Launen können nicht mehr befriedigt werden. Frau von Grangeville sieht sich gezwungen, an die Zukunft zu denken, und dieser Gedanke war entsetzlich für die eitle Thörin, die sich nie mit Handarbeiten beschäftigt hatte, und daher von ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit keine Hilfe in der Noth erwarten konnte. Sie mußte ein Kleidungsstück, ein Kleinod nach dem andern ins Leihhaus schicken, um sich Geld zu verschaffen. Sie wunderte sich, daß sie so wenig erhielt, aber Jungfer Lisida, deren Freundlichkeit sich in gleichem Maße mit den Hilfsquellen verminderte, pflegte dann ganz offen zu antworten:

»Glauben Sie denn, Madame, man werde so viel be-

zahlen, wie die Sachen gekostet haben? Der theure Putz ist meistens ganz werthlos. Für einen Hut, der vierzig Franken gekostet hat, werden Sie fünfzehn Sous wieder bekommen... und der viele werthlose Tand hat uns ruinirt.«

»Aber das seidene Kleid, das Du heute ins Leihhaus getragen hast, ist doch kein Tand: ich habe es gekauft, als ich nach Nogent gehen wollte . . . es sind etwa zwei Monate . . . es ist nicht abgetragen und hat hundertzwanzig Franken gekostet.«

»Ja, aber es ist abgeschossen und sogar beschmutzt; das Muster ist nicht mehr in der Mode, und ich habe mit genauer Noth zweiundzwanzig Franken dafür erhalten. Damit werden wir nicht weit kommen!«

Frau von Grangeville seufzt tief und sagt zu sich selbst: »Was wird daraus werden, wenn ich nichts mehr zu versetzen habe?«

»Sie haben keinen Tact gehabt, Madame!« setzt die Kammerjungfer hinzu; »als Sie Ihren Gemal im Wäldchen zu Nogent wiederfanden, hätten Sie ihm freundlich entgegenkommen sollen. Ein Mann, der so reich ist, verdient schon einige Rücksichten; einige zärtliche Blicke würden ihm geschmeichelt haben, und er hätte sich gewiß mit Ihnen ausgesöhnt.«

»Das glaube ich nicht,« antwortet die Dame.

»Nun ja,« erwiedert die Zofe, »er hat vielleicht seine Gründe, die ich freilich nicht kenne.«

Inzwischen war der Herbst gekommen, und mit ihm neue Bedürfnisse. Madame fror in der Frühe und wollte Feuer in ihrem Zimmer haben, aber oft fehlte es an Holz, und anstatt einen neuen Lieferanten zu kirren, suchte sich

Jungfer Lisida einen neuen Platz, denn in einem Hause, wo nichts mehr zu erübrigen war, mochte sie nicht bleiben. Die Sorgen hatten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Baronin; in sechs Wochen alterte sie mehr als sonst in sechs Jahren. Die Entbehrung einer Haube oder eines Hutes war für sie ein größerer Kummer, als alle andern Ereignisse ihres Lebens. Die Runzeln wurden sichtbarer auf Stirn und Wangen, und der Putz, mit welchem die Vorzeichen des herannahenden Alters oft versteckt werden, stand ihr nicht mehr zu Gebote. Für eine Cokette war dies die größte Qual, sie hatte nicht den Muth, ihr Mißgeschick zu ertragen, und durch ihren Gram beschleunigte sie die Verwüstungen der Zeit.

Eines Morgens, als ein kalter Nordwind blies und die Baronin durchaus Feuer im Camin haben wollte, hatte Jungfer Lisida in Ermangelung des Brennholzes bereits einen Stuhl aus dem Vorzimmer und einige Schachteln in das Camin gesteckt, als der Hausmeister anläutet und einen frankirten Brief abgibt.

»Ein Brief an Madame,« sagt Lisida, ins Zimmer tretend. »Es steht vielleicht eine gute Nachricht darin. Wenn man Ihnen Geld schickte! wir könnten's dermalen brauchen.«

»Ich habe keins zu erwarten,« antwortet die Baronin traurig.

»Dann können wir uns um so eher Hoffnung machen, denn was man erwartet, kommt nicht . . . Sehen Sie nur, welch ein großer, schöner Brief mit drei Siegeln!«

»Es ist wahr.«

»Und so schön geschrieben, wie gestochen!«

Kaum hat Frau von Grangeville den Brief erbrochen, so sieht sie mehre Banknoten herausfallen. Sie kann einen Schrei des Erstaunens nicht unterdrücken. Jungfer Lisida tanzt ein Stück Polka und sagt frohlockend:

»Was habe ich gesagt? Sehen Sie die schönen Banknoten! das Glück lächelt uns wieder!«

»Tausend, zweitausend und fünfhundert . . . es sind zweitausendfünfhundert Franken . . .«

»Das lasse ich gelten; damit kann man schon eine Weile auskommen.«

»Es ist ein kleiner Brief bei den Banknoten. Ich will geschwind sehen, von wem das Geld kommt. — »Madame, ein alter Bekannter von Ihnen, der erfahren hat, daß Ihnen jetzt das Glück nicht günstig ist, bittet Sie diese Summe gütigst anzunehmen. Er wird sich die Freiheit nehmen, Ihnen alle sechs Monate eben so viel zu senden.« — Und keine Unterschrift!«

»Alle sechs Monate eben so viel! das ist recht hübsch: das macht jährlich fünftausend Francs . . . Der alte Bekannte gefällt mir; aber im Grunde wundert's mich gar nicht, Ew. Gnaden sind so gütig, so freigebig, wenn Sie Geld haben, daß es nicht mehr als billig ist, wenn man Ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt. Ich möchte wetten, es kommt von Jemanden, dem Sie vormals Gutes gethan haben. Kennen Sie die Schrift?«

»Nein, der Brief ist von derselben Hand geschrieben wie die Adresse. Er ist sehr schön geschrieben . . . zu schön für Jemanden, der kein Schreiber von Gewerbe ist.«

»Sie wissen und ahnen also nicht, von wem dieses Geld kommt?«

»Ja, ich habe es sogleich errathen: es kommt gewiß von dem lieben Merval, der mir schon einmal aus einer großen Verlegenheit geholfen. Wie zartfühlend und rücksichtsvoll er dabei zu Werke geht! Er will sich jetzt nicht nennen; er fürchtet, ich würde seine Dienste zurückweisen . . . Ach! warum habe ich ihn nicht zum Gemal genommen! er hat mich geliebt . . .«

»Er hat Sie vormals geliebt?« erwiederte Lisida; — »dann liebt er Sie noch. Der Mann weiß zu leben: er schickt Banknoten, und will nicht einmal einen Dank dafür! Es gibt wenig so uneigennützige Freunde.«

Diese Geldsendung gibt der Baronin von Grangeville ihre Ruhe wieder; sie kann nun ohne Zagen an die Zukunft denken und sich wieder ausschließlich mit ihrer Toilette beschäftigen. Jungfer Lisida ist wieder so höflich und zuvorkommend geworden wie früher.

Einige Tage nach dieser angenehmen Ueberraschung erhielt die Baronin den Blumenstrauß, den ihr Roncherolle durch Chicotin schickte. Der Name Roncherolle mußte wohl einen tiefen Eindruck auf sie machen, sie hatte ja um seinetwillen ihre vormalige Stellung aufgegeben. Sie hatte seit vielen Jahren von ihrem alten Verehrer nichts gehört; sie wußte nicht, ob er noch lebte, und als sie erfuhr, daß er in Paris sey, als sie sich überzeugt, daß Roncherolle noch galant ist, versetzte sie sich in frühere Zeiten zurück, suchte sich selbst zu überreden, sie besitze ihre vorigen Reize noch, und erwartete ihren Verführer, den sie sich nicht anders vorstellen konnte, als er früher gewesen war.

Aber das Zipperlein verhinderte den galanten Cavalier, seinem Blumenstrauß zu folgen, und um der coketten Dame

zu zeigen, daß er sie nicht vergessen, schickte er seinen Liebesboten noch einmal mit einem Veilchenstrauß zu ihr.

»Es freut mich sehr, daß sich Herr von Roncherolle meiner erinnert,« sagte die Baronin zu dem Boten; »aber wie sehr ich auch die Blumen liebe, so würde ich doch lieber ihn selbst sehen. Warum kommt er nicht?«

Chicotin antwortete nicht: weil er die Gicht hat; denn Roncherolle hatte ihm ausdrücklich verboten, davon zu sprechen. Er sagte was ihm eben einfiel und entfernte sich, um über seine Bestellung Bericht abzustatten.

Aber einige Tage nachher, als Roncherolle wieder gehen konnte, begab er sich zu der Baronin von Grangeville.

II.

Ein altes Liebespaar.

»Madame, es ist ein Herr da, der Sie zu sprechen wünscht,« sagt Jungfer Lisida eines Tages zu ihrer Gebieterin.

»Ein Herr? hat er seinen Namen genannt?«

»Nein, er wollte nicht sagen, wer er ist, er will Ihnen das Vergnügen lassen, ihn zu erkennen.«

»Wahrscheinlich Herr von Merval . . . Ist es Derselbe, der im Sommer schon einmal hier war?«

»Nein, der Herr ist's nicht, ich würde ihn erkannt haben; diesen habe ich noch nicht gesehen.«

»Wie sieht er aus? hat er einen vornehmen Anstand? ist er elegant?«

»Einen vornehmen Anstand . . . ja, Madame; man sieht es ihm an, daß er gewohnt ist sich bedienen zu lassen; aber seine Kleider sehen nicht aus, als ob sie eben vom Schneider gekommen wären.«

»Setze meine Haube zurecht, Lisida . . . Sind meine Haare so gut?«

»Ew. Gnaden sind reizend . . .«

»Nun, führe den Herrn herein . . . Wenn's der unbekannte Freund wäre, der mir die Banknoten geschickt hat . . .«

»O! Madame, er sieht nicht darnach aus . . . er müßte sich denn verkleidet haben.«

Die Kammerjungfer geht hinaus, und bald tritt Roncherolle ein.

Frau von Grangeville saß auf dem Sopha; sie trug einen hübschen Morgenüberrock und unter einer sehr eleganten Haube hingen lange à la neige gekräuselte Locken. Leider ließ sich ihr Gesicht nicht zustutzen wie das Haar. Die Tage der Entbehrungen und bangen Sorgen hatten verwünschte Spuren zurückgelassen, die trotz aller Toilettekünste und Verjüngungsessenzen nicht verschwinden wollten. Die Runzeln sind gar zudringliche Bekannte: wenn sie uns einmal besuchen, sind sie nicht mehr fortzubringen.

Roncherolle hat sich so schön gemacht wie möglich: sein Anzug ist überaus sauber, sein Hemd blendend weiß. Leider ist sein blauer Frack, trotz dieser ungemeinen Sauberkeit, ziemlich fadenscheinig, sein Ueberrock nicht mehr modern, sein Beinkleid von einer Farbe, die nicht mehr getragen wird, seine Weste an den Kanten abgetragen und sein Hut von vielem Bürsten viel zu blank.

Trotzdem präsentirt sich der längst entthronte König der Mode mit seinem vormaligen feinen Anstande; wer ihn seit Jahren nicht gesehen hat, muß es freilich auffallend finden, daß er den linken Fuß etwas nachschleppt, sich stark auf sein spanisches Rohr stützt und einen grauen, fast kahlen Kopf hat.

»Da bin ich, schöne Dame! ich bin's . . . Es ist besser spät zu kommen, als ganz auszubleiben, nicht wahr?«

Roncherolle, der sich mit diesen Worten einführt, macht ein sonderbares Gesicht, als er die Baronin genauer betrachtet. Die Dame mustert ihn ebenfalls sehr aufmerksam und ohne ihr Erstaunen zu verbergen; sie scheint sich zu besinnen, wo sie diesen Herrn schon gesehen hat.

»Nun, erkennt man mich nicht?« setzt Roncherolle hinzu, indem er noch näher tritt, um die Baronin besser zu sehen. »Habe ich wirklich die Ehre, die Frau Baronin von Grangeville vor mir zu sehen?«

»Ja, mein Herr, und Sie sind . . .«

»Roncherolle, wenn Sie gütigst erlauben.«

»Roncherolle! . . . ist es möglich! Sie sind's!«

»Ja, ich bin's, liebe Lucienne.«

»Der liebe Freund! Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen! . . . Nehmen Sie doch Platz, an meiner Seite . . .«

Roncherolle hinkt auf das Sopha zu und denkt: »Sapperlot! wie alt sie geworden ist! Es ist erstaunlich, wie ein Frauenzimmer so abblühen kann!«

Unterdessen denkt die Baronin: »Wie er verändert ist!

Er ist so häßlich geworden, daß ich ihn nicht wieder erkannt hätte.«

»Haben Sie meinen Besuch nicht erwartet, liebe Freundin?« sagt Roncherolle, indem er sich auf das Sopha setzt. »Haben Sie die Blumen nicht erhalten?«

»Entschuldigen Sie . . . ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet; aber . . .«

»Aber ich habe mich sehr verändert, nicht wahr? Ja, die Zeit verschont Niemand . . . und die Gicht greift sehr an.«

»Sie haben die Gicht gehabt?«

»Ja, ich habe sie sogar noch.«

»Daher kommt es also, daß Sie jetzt . . . anders gehen als vormals.«

»Das glaube ich wohl, ich schleppe einen Fuß nach, wie ein alter Gaul!«

»Sie haben auch Ihr Haar verloren . . .«

»O, ich habe sehr viele Dinge verloren!«

»Sie sind nicht mehr so schlank und gewandt wie sonst . . .«

Roncherolle, der diese Bemerkungen langweilig findet, erwiedert mit seiner spöttischen Miene, aber lachend:

»Nun ja, liebe Freundin, wir sind Beide nicht mehr, was wir vor zwanzig Jahren waren. Sie haben auch nicht mehr die Wespentaille, die einst allgemeine Bewunderung erregte, und die wunderschönen Zähne, die von allen Damen beneidet wurden.«

Frau von Grangeville erröthet und beißt sich vor Aerger in die Lippen. Sie zwingt sich jedoch zur Freundlichkeit und erwiedert:

»So! Sie finden mich verändert? das ist sonderbar . . . es gibt indeß Leute, die behaupten, ich hätte mich gar nicht verändert . . .«

»Das glaube ich wohl, wer Sie fast täglich gesehen hat und nicht zwölf Jahre von Ihnen getrennt gewesen ist! Aber wir alten Freunde und Bekannten sind nicht zusammengekommen, um uns gegenseitig zu schmeicheln. Wir kennen uns ja zu genau und zu lange, als daß wir unter vier Augen nicht aufrichtig seyn sollten . . . Arme Lucienne, ha! ha! ha!«

»Worüber lachen Sie denn?«

»Ich denke, wie anmuthig Sie vormals zu Pferde saßen . . . ich selbst war ein trefflicher Reiter . . . wir schwangen uns in den Sattel: ich wie Baucher, Sie wie eine Kunstreiterin im Hippodrom. Was meinen Sie, wenn wir jetzt mit einander ausreiten sollten . . . ha! ha! ha!«

Die Baronin macht eine unmuthige Bewegung und wendet sich ab. »Mein Gott!« denkt sie, »welch einen gemeinen Ton hat er angenommen!«

»Wir wollen's jetzt gut seyn lassen, liebe Freundin, und von unsern Angelegenheiten reden. Wir haben uns vor zwölf Jahren verlassen . . . in Folge eines Streites, wenn ich mich recht erinnere; aber damals liebten wir uns noch, und Liebende zanken sich oft. Man kann sich ja auch nicht ewig vergöttern, es würde am Ende langweilig werden. Heute ist keine Rede mehr davon, wir sind alte Freunde, und Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich den größten Antheil . . .«

»Antheil!« unterbrach ihn die Baronin; »Sie haben

mir sehr wenig Antheil bewiesen. Seit zwölf Jahren habe ich nichts von Ihnen gehört; mein Vermögen war damals schon zerrüttet, und seitdem habe ich Zeit gehabt, vollständig ruinirt zu werden und in die peinlichsten Verlegenheiten zu kommen. Haben Sie sich darum gekümmert? nicht im mindesten! Wenn Sie noch immer Freundschaft für mich gehabt hätten, würden Sie Gelegenheit gehabt haben, mir's zu beweisen.«

»Wir wollen uns nicht ereifern, schöne Dame. Sie beschuldigen mich mit Unrecht; ich habe von Ihren ungünstigen Verhältnissen nichts gewußt, ich hielt Sie wenigstens für wohlhabend; überdies bin ich schon längst nicht mehr in der Lage, meinen Freunden zu helfen, ich habe es vormals oft gethan, und trotz des Undanks, womit meine guten Dienste belohnt wurden, hätte ich meine Hand nicht zurückgezogen, wenn es meine Verhältnisse erlaubt hätten. Aber die Glücksgöttin hat mir den Rücken gekehrt, sie hat mich ganz verlassen, ich habe sie zu rücksichtslos behandelt, und sie zürnt mir. Ich habe in Allem Unglück gehabt, im Spiel, im Wetten, in Speculationen; von meinem einst glänzenden Vermögen sind mir nur Schulden geblieben, die ich nicht zu tilgen vermag, und einige Industriepapiere, die ich verkaufen muß, um zu leben, und die auch bald verschwinden werden. Ich habe also mit mir selbst genug zu thun gehabt und konnte nicht an Andere denken.«

»So! dahin ist es mit Ihnen gekommen!« antwortet die Baronin kalt und wirft einen forschenden Blick auf die verschiedenen Theile der Toilette ihres vormaligen Anbeters. »Das ist sehr traurig. Jetzt weiß ich mir zu erklären . . . ich dachte, Herr von Roncherolle, der vormals so elegant war,

vernachlässigt sich jetzt sehr; aber wenn es Ihre Verhältnisse nicht erlauben . . .«

Roncherolle beißt sich in die Lippen und erwiedert sehr unbefangen:

»O! das ist meine geringste Sorge; solchen Thorheiten habe ich entsagt. In unserem Alter, liebe Freundin, nützt die Gefallsucht zu nichts mehr, als uns lächerlich zu machen. Wenn die Zeit gekommen ist, mag man sich immerhin putzen und schminken, es vermindert weder die Runzeln noch die Jahre!«

»Er ist fürchterlich langweilig geworden!« denkt die Baronin und hält ein Riechfläschchen unter die Nase; aber ihre Verstimmung geht schnell vorüber, und sie erwiedert ganz heiter und ungezwungen:

»Gott sey Dank! ich bin nicht von Allen verlassen; ich habe Freunde, die sich erinnern, daß ich ihnen einst Gutes gethan, und einer von ihnen hat mir eine Jahresrente von fünftausend Franken ausgesetzt.«

»Diable! das ist sehr honett! Ist diese freigebige Person ein Freund oder eine Freundin?«

»Ich weiß es nicht; man hat sich nicht genannt, man will unbekannt bleiben, um nicht einmal einen Dank zu empfangen . . . Nicht wahr, das ist ein schöner Zug?«

»Ein vortrefflicher Zug! ich bedaure nur, daß ich der Geber nicht seyn kann. Aber Sie werden doch eine Vermuthung haben!«

»Nein . . . ich habe wohl eine Ahnung . . .«

»Aber an mich dachten Sie wohl nicht, als Sie Ihre Freunde in Gedanken die Revue passiren ließen?«

»O nein, nicht eine Minute.«

»Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen.«

»Sie sehen ja, daß ich Recht hatte.«

»Aber Sie kannten meine mißlichen Verhältnisse nicht . . .«

»Wenn auch! Sie würden doch nicht an mich gedacht haben.«

»Ein seltsamer Vorwurf! Ich glaube Ihnen doch bewiesen zu haben, daß ich vormals an Sie dachte.«

»Ja, leider . . . Ach! wenn man die Ereignisse voraussehen, wenn man in der Zukunft lesen könnte . . .«

»Das ist wahr! es gibt eine Menge Dinge, die man nicht thun würde und die man in der Folge bitter bereut.«

Eine lange Pause folgt. Die Baronin bricht endlich das Stillschweigen.

»Sie würden nicht errathen, wen ich diesen Sommer auf dem Lande gesehen habe . . . den Grafen von Brévanne!«

»Wirklich!«

»Ja, es war in einem Garten, wo viele Leute waren. Ich bemerkte ihn von weitem unter der Menge, und sah sehr gut, daß er mich anschaute und erkannte . . .«

»Glauben Sie?«

»Es war nicht zu bezweifeln. Er schien sehr ergriffen zu seyn; ich erkannte ihn auch auf den ersten Blick. Er hat sich fast gar nicht verändert, bis auf die Haare, die anfangen grau zu werden; sonst ist's noch dasselbe Gesicht . . . er ist noch ein sehr schöner Mann.«

»Früher hatten Sie es wohl nicht bemerkt?«

»Wie boshaft!«

»Nun, haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Nein. Ich glaube, daß er mich gern angeredet hätte, und er würde gewiß auf mich zugekommen seyn, wenn nicht Gäste gekommen wären und mich ins Haus geholt hätten. Ich verlor ihn aus den Augen; er wird fortgegangen seyn, denn ich sah ihn nicht wieder.«

»Das ist Alles?«

»Ja, es ist Alles.«

»Ich habe den Grafen von Brévanne ebenfalls gesehen, Madame, und zwar erst vor kurzem.«

»Ist es möglich? Sie sind ihm begegnet?«

»Nein, er kam zu mir, in das Hôtel, das ich bewohnte; er hatte zufällig meine Adresse entdeckt.«

»Er hat Sie aufgesucht? warum denn?«

»In derselben Absicht, in welcher er mich seit zwanzig Jahren gesucht hat: um sich mit mir zu schlagen.«

»Was sagen Sie? Das ist ja unmöglich!«

»Warum denn, wenn ich fragen darf?«

»Weil man sich nach so langer Zeit nicht mehr schlägt ... am wenigsten um Dinge, die der Gegenwart nicht mehr angehören.«

»Sehr schön gegeben, Madame! Es thut mir leid, daß der Graf von Brévanne nicht hier ist. Sie haben vollkommen Recht: der Beweggrund zu diesem Duell gehört allerdings der Gegenwart nicht mehr an, aber Brévanne will durchaus nicht nachlassen, er ist sehr starrköpfig. Wahrscheinlich hat er mir unaufhörlich nachgeforscht, und kaum hat er erfahren, wo ich mich eingenistet, ist er zu mir geeilt, um Genugthuung von mir zu fordern; aber ich hatte damals einen heftigen Gichtanfall, und er sah ein, daß ich nicht im Stande

war, ihm die Spitze zu bieten; er bewilligte mir daher einen Aufschub.«

»Das Duell wird also doch stattfinden, wie ich sehe.«

»Ich bewundere Ihre Charakterfestigkeit, Madame; Sie sagen es so gelassen, als ob ich mit Ihrem Gemal auf den Ball gehen wollte.«

»Mein Gott! wie strenge urtheilen Sie! Soll ich Ihnen etwa mit Thränen antworten?«

»Nein; es wäre auch Ihrer Natur zuwider, Sie waren nie sehr weinerlich. Um Thränen zu vergießen, müßten Sie schlecht frisirt in einer zahlreichen Gesellschaft gesehen werden, und einer solchen Verlegenheit werden Sie sich nie ausgesetzt haben.«

»Herr von Roncherolle, Sie sind noch eben so boshaft wie vormals.«

»Es ist mir höchst schmeichelhaft, daß Sie mich wenigstens in einem Punkte unverändert finden.«

»Scherz bei Seite, Herr von Roncherolle; wann soll das Duell stattfinden? Ich versichere Sie, daß es mich sehr interessirt.«

»Beruhigen Sie sich, Madame, das Duell wird nicht stattfinden. Ich bin eben so starrköpfig wie Brévanne; ich habe mir fest vorgenommen, ihm die Reue über einen Todschlag zu ersparen, und ich werde Wort halten.«

»Reue! . . . Sie glauben also, der Graf werde Reue empfinden, wenn er Sie tödtete?«

»Ich bin davon überzeugt . . . und jetzt noch mehr, als wenn er mich vor zwanzig Jahren getödtet hätte.«

»Sie täuschen sich,« erwiedert die Baronin; »wer Sie

seit so langer Zeit mit solcher Beharrlichkeit verfolgt, muß noch eben so erbittert gegen Sie seyn wie vormals; ich glaube daher nicht, daß er sich über Ihren Tod sehr grämen würde.«

»Nein, Madame, der Graf ist nicht mehr erbittert gegen mich; der Zorn dauert nicht zwanzig Jahre, er verfliegt weit früher. Jetzt wird der Graf nur vom Ehrgefühl getrieben; aber dieses Gefühl würde die Reue nicht ersticken, die er empfinden würde, wenn er seinem Freunde, den er einst aufrichtig geliebt, das Leben nähme.«

»Den er jetzt aufrichtig haßt und verabscheut,« setzte die Baronin hinzu.

»Nein, Madame, ich versichere Sie, daß er mich nicht mehr haßt; wenn man älter wird, denkt man weit mehr an die glückliche Jugendzeit als an die Sorgen und Plagen des reifen Alters; die letzteren gehen in dem Getümmel des Lebens unter, die Freuden hingegen bleiben und schwimmen obenauf, um uns zu zerstreuen und zu erheitern. Deshalb glaube ich, daß mich Brévanne nicht mehr haßt . . . Sie wundern sich und schütteln ungläubig den Kopf; aber die Frauen haben keinen Begriff von Freundschaft.«

»Sie haben eine sonderbare Lebensansicht. Aber wie wollen Sie diesem Duell vorbeugen?«

»Ich werde es machen wie seit zwanzig Jahren: ich entziehe mich den Nachforschungen des Grafen. Ich habe schon eine andere Wohnung bezogen, und es würde mich sehr wundern, wenn er mich jetzt fände, denn ich wohne in keinem Hôtel garni mehr.«

Die Baronin von Grangeville sagt nichts mehr; Roncherolle scheint nachzusinnen und das alte Liebespaar schweigt noch eine Weile. Endlich greift der alte Herr nach seinem Hut

und will fortgehen, aber seine vormalige Freundin hält ihn zurück und sagt etwas zögernd:

»Herr von Roncherolle, ich habe noch von einer Angelegenheit zu sprechen, die . . . für uns Beide sehr interessant ist.«

»Eine für uns Beide interessante Angelegenheit?« erwiedert Roncherolle, indem er seinen Hut wieder auf den Tisch stellt; »Sie setzen mich in Erstaunen; ich glaubte, wir hätten uns nichts Interessantes mehr zu sagen . . . Was meinen Sie!«

»Sie haben ein sehr kurzes Gedächtniß, Herr von Roncherolle; sonst würde ich nicht nöthig haben, Sie an . . . an das Resultat unseres Verhältnisses, unseres Fehltrittes zu erinnern . . . Was ist aus dem Kinde geworden? Vormals, wenn ich Sie darüber befragte, antworteten Sie mir immer: »Beruhigen Sie sich; ich weiß wo die Kleine ist; fürchten Sie nichts, wir werden sie wiederfinden! . . .« Aber jetzt sind es mehr als zwölf Jahre, und es ist wahrlich Zeit, daß ich erfahre, was aus dem Mädchen geworden ist.«

Roncherolle, der sich wieder behaglich auf dem Sopha ausgestreckt hat, erwiedert:

»Ja, richtig . . . das Capitel des kleinen Mädchens ist noch nicht erledigt. Ich dachte gar nicht mehr daran, und Sie werden es ganz begreiflich finden, was hätte es auch nützen können? denn seitdem ich es der Amme übergab, weiß ich nicht was daraus geworden ist.«

»Sie wissen nicht was aus dem Kinde geworden ist? Das ist ja abscheulich, unerhört! Sie brechen mir das Herz.«

»Ich bitte Sie, liebe Freundin, verschonen Sie mich

mit solchen pomphaften Redensarten. Sie sollten wissen, daß Sie bei mir nichts damit ausrichten; ich borge Ihnen durchaus nichts, denn hätten Sie Mutter seyn und die süßen Freuden einer Mutter genießen wollen, würden Sie mich nicht zuerst gebeten haben, Sie Ihres Kindes, sobald es zur Welt kommen würde, so schnell wie möglich zu entledigen.«

»Das ist nicht wahr,« unterbrach ihn die Baronin; »Sie verleumden mich.«

»Da fangen Sie schon wieder an. Lassen Sie das, Lucienne; spielen Sie keine Komödie und hören Sie mich an. Als Sie sich in interessanten Umständen befanden und dem Ziele derselben nahe waren, durchreisten wir die schönen Triften der Normandie; da wandelte Sie die Lust an, das durch einen sogenannten Philosophen berühmt gewordene Dorf Ermenonville zu besuchen. Ich finde, beiläufig gesagt, sehr wenig von einem Philosophen an Monsieur Jean Jacques, denn man kann sich doch keinen Menschenfreund nennen, wenn man Gutes mit Bösem vergilt. Kurz und gut, Ermenonville ist berühmt geworden, weil der sogenannte Philosoph dort gewohnt hat und begraben ist. Ich stellte Ihnen vor, wie unbesonnen es in Ihren Umständen sey, in die Nähe von Paris zu gehen; aber Sie bestanden immer hartnäckig auf Ihrem Willen, und ich konnte es nie über mich gewinnen, einer Dame zu widersprechen. Wir kamen in einem furchtbaren Wetter nach Ermenonville. Am andern Morgen waren Sie leidend und wollten nach Paris zurückkehren, um jede in Ihrem Zustande nothwendige Hilfe zu finden. Das war eine neue Unbesonnenheit. Ich gab indeß nach. Kaum in Paris angekommen, wen bemerkten wir auf der Straße? den Grafen, der uns glücklicherweise nicht sah. Sie wollten

wieder abreisen, aber es war nicht mehr Zeit. Sie beschenkten mich mit einem kleinen Mädchen. In unserer Verlegenheit, die wir leicht hätten vermeiden können, blieb mir nichts übrig, als Ihrer Weisung zu folgen. Sie sagten: »Schaffen Sie geschwind das Kind fort; suchen Sie eine Amme, die auf der Stelle in ihre Heimat gehen soll.« Ich handle nach Ihrem Willen und bringe die Kleine, die in der That wunderhübsch war, in eine Wohnung, die ich über der Ihrigen gemiethet hatte, und trage meinem Bedienten Comtois auf, eine recht gesunde, starke Amme zu holen. Comtois kommt bald mit einer rothwangigen Bäuerin zurück . . . ich erinnere mich sehr gut, sie war aus der Picardie. Ich gebe ihr die Kleine, die ihr überaus gut gefällt. Sie verlangt Wickelzeug . . . ich muß gestehen, daß ich in großer Verlegenheit war; Sie hätten daran denken sollen, Madame, und Sie hatten gar keine Vorkehrungen getroffen. Ich gab Alles hin, was mir in die Hände fiel: Hosen, Schlafrock, Hemden, Halstücher . . . ich entsinne mich sogar, daß ich ein Schnupftuch hergab, das Ihnen gehörte und sich zufällig in meiner Tasche befand. Die Amme lachte über die seltsame Ausstattung des Kindes; ich gab ihr auch einige Louisdor; sie hatte ein sehr geringes Kostgeld verlangt, sie fragte nach dem Namen der Kleinen; wir hatten uns noch nicht darüber verständigt; ich sagte zu der Bäuerin: das Kind heißt Evelina Paulowski . . . Ja, ich erinnere mich sehr gut, daß ich ihr diese Namen gab; ich hatte eben einen Roman gelesen, dessen Heldin so hieß. Ich fragte die Amme um ihren Namen und Wohnort, um ihr Geld schicken und Nachrichten von dem Kinde bekommen zu können. Sie gab Alles an was ich wissen wollte und ging mit dem Kinde fort . . . Sie sehen, die Sache wurde nach Ihrem Willen abgethan.«

»Allerdings,« erwiederte die Baronin, »bis dahin habe ich Ihnen keinen Vorwurf zu machen . . . nur das Wickelzeug hätten Sie können kaufen lassen . . .«

»Es hätte Ihre Sorge seyn sollen, Madame.«

»Wenn man immer auf Reisen ist, hat man zu solchen Einkäufen keine Zeit.«

»Wann hätte ich's denn kaufen sollen?« entgegnete Roncherolle; »ich reiste ja mit Ihnen. Es ist ja auch kein Geschäft für einen Mann.«

»Lassen wir's gut seyn, geschehene Dinge sind nicht zu ändern . . . Sie haben also durch die Amme Nachricht von dem Kinde erhalten und ihr Geld geschickt?«

»Nein, Madame, ich habe von der Amme keine Nachricht erhalten, aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich ihr meine Adresse nicht gegeben hatte; dies war eine durch die Klugheit gebotene Vorsichtsmaßregel, und überdies waren wir zu jener Zeit immer unstät und flüchtig, und ich weiß wirklich nicht, welche Adresse ich hätte angeben können.«

»Dann haben Sie also geschrieben?«

»Es war meine Absicht . . . mit der ersten Geldsendung würde ich ihr eine Adresse geschickt haben, sie hätte mir poste restante antworten können . . . aber ich fand bei der Ausführung dieses Vorsatzes eine Schwierigkeit, auf die ich nicht vorbereitet gewesen war. Denken Sie sich, ich hatte versäumt, den Namen und die Adresse der Frau sogleich in mein Notizenbuch zu schreiben. Wir waren so eilig und befanden uns in einer so schrecklichen Verwirrung; ich suchte meine Kleider zusammen, um sie der Amme mitzugeben; das Kind schrie; Sie ließen mich rufen . . . kurz, ich vergaß die Adresse zu notiren; ich glaubte, daß sie mir schon wieder

einfallen würde. Die Amme ging fort; wir hatten Tausenderlei zu thun; ich mußte Geld auftreiben, um wieder abzureisen, denn wir fürchteten, von dem Grafen entdeckt zu werden. Sie wissen ja, daß wir in die Pyrenäen reisten, sobald Sie stark genug waren, um das Zimmer zu verlassen.«

»Ja, ich weiß es . . . und was weiter?«

»Endlich fragten Sie nach dem Kinde; ich antwortete Ihnen: Es befindet sich wohl, es muß sich wohl befinden. Aber dabei erinnerte ich mich, daß die Kleine bereits sechs Monate alt war und daß ich der Amme noch kein Geld geschickt hatte. Ich wollte diese Nachlässigkeit wieder gut machen: ich schrieb in aller Eile ein Billet, aber als ich den Namen und Wohnort der Bäuerin schreiben wollte, konnte ich mich nicht entsinnen. Sie wohnte in der Picardie und hieß Margarethe, aber mehr wußte ich nicht; es gibt ja überall Margarethen . . . und auch der Name des Dorfes wollte mir nicht beifallen. Ich dachte: nur Geduld; ich werde mich schon entsinnen. Es verflossen wieder sechs Monate, ich dachte wieder an das Kind und besann mich auf die Adresse der Amme, aber vergebens, ich fand weder ihren Namen noch ihren Wohnort.«

»Und Sie sagten immer, das Kind befinde sich wohl.«

»Was sollte ich Ihnen denn sagen? Ich konnte Ihnen doch nicht sagen, es gehe ihm schlecht, ich wisse nichts von ihm . . . kurz, seit neunzehn Jahren habe ich oft nachgesonnen, aber die Adresse ist mir nicht eingefallen.«

»Durch Ihre Schuld habe ich also meine Tochter verloren, und das unglückliche Kind steht ganz allein und hilflos in der Welt! . . . Das ist schrecklich!«

»Erlauben Sie, Madame . . . Wenn man's recht überlegt, dürfte es für die Kleine kein Unglück seyn, daß sie das

Geheimniß ihrer Geburt nicht erfahren hat; sie würde immer in einer falschen Stellung gewesen seyn. Dazu kommt, daß ihr das Leben in Paris nicht so zuträglich gewesen seyn würde wie die gute Landluft und zumal in der Picardie; ein schönes, gesegnetes Land! Der Cider, den man dort trinkt, ist sehr gesund. Wenn sie noch lebt, muß sie sich sehr wohl befinden; sie kann sich auf dem Felde und im Walde frei umhertreiben, und ist gewiß glücklicher als wenn sie hier wäre . . . um so mehr, da ich nicht in der Lage seyn würde sie auszustatten . . .«

»Aber ich!« erwiederte die Baronin; »denken Sie denn nicht an meinen Kummer, an meine Sehnsucht? Ich muß die Liebkosungen meiner Tochter entbehren! . . .«

»Erlauben Sie, Madame . . . die Sehnsucht nach diesen Liebkosungen kommt etwas spät.«

»Ich habe Sie ja seit zwölf Jahren nicht gesehen . . .«

»Aber in den ersten sieben Jahren, wo sie fast immer bei mir waren, kümmerten Sie sich sehr wenig um die Kleine; Sie fragten wohl zuweilen nach ihr, aber Sie sprachen nie den Wunsch aus, sie bei sich zu haben; Sie dachten, die Erziehung des Kindes würde Sie in Ihren Zerstreuungen stören und ich glaube, daß Ihnen die Anwesenheit Ihrer Tochter auch jetzt noch lästig seyn würde; denn sie ist jetzt neunzehn Jahre alt, und an der Seite eines neunzehnjährigen Mädchens würden Sie . . . keine Eroberungen mehr machen!«

»Herr von Roncherolle! Sie scheinen mich beleidigen zu wollen.«

»Keineswegs, liebe Freundin. Wir haben uns gegenseitig verständigt, ich habe Ihnen die Wahrheit gestanden . . .«

jetzt nehme ich Hut und Stock und gehe wieder in meinen Marais.«

»Sie wohnen im Marais? Und in einem solchen Stadtviertel können Sie es aushalten?«

»Ich finde es nicht so übel . . . Uebrigens wohnt man wo man kann; ich habe keine unbekannten Freunde, die mir Renten anweisen. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Freunde; Sie können sich noch putzen und cokettiren, denn im Vergleich mit mir sind Sie reich.«

»O nein,« antwortet die Baronin verlegen; »ich habe nur so viel, daß ich leben kann. Sie wissen ja, eine Dame hat vielerlei Bedürfnisse, und es wäre mir unmöglich, Jemanden zu helfen . . .«

Roncherolle setzt den Hut auf, stützt sich auf seinen Stock und erwiedert mit Nachdruck:

»Glauben Sie etwa, Madame, ich würde Sie um etwas ansprechen? Sie haben doch lange genug gelebt, um mich zu kennen. Die Weiber haben mich verdammt viel Geld gekostet und zu vielen Thorheiten, aber nie zu Gemeinheiten verleitet; ich hatte das Recht, mein Geld mit ihnen zu verthun, denn ich war mein eigener Herr. Ich habe Vielen den Hof gemacht, Einige habe ich geliebt und Viele betrogen, aber ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich von Keiner etwas angenommen habe . . . ich habe daher das Recht zu sagen was ich von ihnen denke, und von diesem Recht mache ich Gebrauch, wenn sich eine Gelegenheit darbietet . . . holde Freundin, ich empfehle mich.«

Roncherolle verneigt sich mit satyrischem, possenhaftem Anstande und entfernt sich.

»O! die Weiber, deren Leben nur Coketterie gewesen

ist!« denkt er, während er die Treppen hinunterhinkt; »welch ein schlechter Boden ist ihre Seele! Man säe Wohlthaten, und man wird nur Undank ernten.«

Kaum hat sich der alte Verehrer entfernt, so ruft die Baronin von Grangeville ihre Kammerjungfer und sagt:

»Lisida, für diesen Herrn bin ich nie zu Hause, wenn er etwa wiederkommt . . . Pfui! ein ruinirter Mann, der sich schlecht kleidet, einen Fuß nachschleppt und mir unangenehme Dinge zu sagen weiß!«

»Ew. Gnaden haben vollkommen Recht; solchen Leuten muß man die Thür weisen.«

III.

Madame Lamort als Krankenwärterin.

Bei cholerischen, leicht erregbaren Personen bricht der Zorn schnell und mit Heftigkeit aus, aber er hält nicht lange an; das Herz, das die Wunden tiefer fühlt, wird auch durch Thränen leichter gerührt und bereut sehr bald, wenn es Andern weh gethan.

Der Graf von Brévanne, der erst einige Stunden zuvor die Ueberzeugung von den Folgen der Pflichtvergessenheit seiner Gemalin gewonnen hatte, war sehr erzürnt gewesen, als Violette in seinem Hause erschienen war; im ersten Augenblicke hatte er gedacht, es sey auf eine neue Beschimpfung, auf eine neue Verletzung seines Ehrgefühles abgesehen gewesen. Alle seine vergangenen Leiden waren wieder in seiner Erinnerung erwacht, alle kaum vernarbten Wunden seines Herzens wieder

aufgerissen worden, und wir haben gesehen, welche Aufnahme die arme Violette bei ihm gefunden hatte. Aber als sie fort war und der Graf in seinem Zimmer allein blieb, wurde er nach und nach ruhiger und die Verhältnisse erschienen ihm in einem ganz veränderten Lichte. Dazu kam, daß das Gewitter, welches seit einigen Stunden gedroht hatte, sich plötzlich entlud und die schwüle Luft durch einen heftigen Platzregen abgekühlt wurde; erregbare Personen fühlen sich dann freier und leichter, ihre Gedanken werden klarer und ihre Aufregung verschwindet.

Brévanne sieht sich um. »Sie ist fort!« sagt er, wie aus einem Traume erwachend. »Mein Gott! wie habe ich die arme Kleine behandelt! War ich denn von Sinnen? Sie bat mich um Beistand, um Schutz, und ich habe sie mit harten Worten abgewiesen, aus dem Hause getrieben! Es ist ja nicht ihre Schuld, daß sie die Frucht einer verbrecherischen Liebe ist. Sie weiß nicht wer ihre Mutter ist, denn sie wollte ja über ihre Eltern etwas erfahren. Sie ist hilflos und verlassen, und ich verstoße sie! Ich bin also eben so herzlos wie die Eltern des Kindes. Nein, das war nicht recht von mir! . . . Und dieses Gewitter! Mein Gott! der Regen fällt in Strömen . . . sollte sie in diesem Wetter fortgegangen seyn?«

Der Graf zieht heftig die Glocke. Pongo erscheint.

»Höre, Pongo. Siehe zu, wo das junge Mädchen von Paris ist, die soeben hier war. Führe sie wieder zu mir, sie soll nicht fortgehen.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr.«

Der Mulatte, der kein junges Mädchen gesehen hat, läuft im Hause, im Hofe, im Garten umher und ruft laut:

»Das junge Mädchen von Paris soll kommen! . . . Der gnädige Herr will sie sehen . . . geschwind kommen . . . keine Antwort! . . . O, ich werde Dich schon finden!«

Georget bemerkt Pongo, als dieser eben einen großen Kastanienbaum anredet, um Auskunft über die »Demoiselle von Paris« zu bekommen.

»Was machen Sie da, Pongo?« fragte Georget.

»Ich suche Jemand, den der Herr sprechen will, und finde ihn nicht . . .«

»Und Sie reden diesen Baum an, um Auskunft zu bekommen?«

»O, er versteht schon . . . kann nicht sprechen, aber verstehen.«

»Wen suchen Sie denn?«

»Eine Demoiselle von Paris, die meinen Herrn besucht hat . . . er will nicht, daß sie fortgeht . . .«

»Eine Demoiselle aus Paris hat Herrn Malberg besucht?«

»Ja, ja . . .«

»Wie sah sie aus, Pongo? beschreiben Sie sie mir . . .«

»Ich habe sie nicht gesehen . . . mein Herr hat mir's gesagt.«

»Wer hat sie denn eingelassen? . . . Ah, da ist der Gärtner.«

Georget eilt auf den Gärtner zu. Pongo geht weiter, um die Bäume und Blumen anzureden.

»Haben Sie die junge Person gesehen, die von Paris gekommen ist und mit Herrn Malberg gesprochen hat?«

»O ja, ich habe sie eingelassen und zu unserem Herrn geführt.«

»Wie sah sie aus?«

»Ein schönes Kind, das muß ich sagen!«

»Hat sie ihren Namen genannt?«

»Nein, sie sagte, es sey nicht der Mühe werth.«

»Ist sie lange bei Herrn Malberg gewesen?«

»Ja, ziemlich lange.«

»Und sie ist fortgegangen?«

»Ja, es ist schon länger als eine halbe Stunde; das Gewitter fing eben erst an, und ich warnte sie, denn der Himmel war ganz schwarz, und wollte sie in meine Stube nehmen, aber sie wollte sich nicht aufhalten . . . sie that mir leid, weil sie weinte . . .«

»Sie weinte? . . . wie! sie weinte, als sie von Herrn Malberg kam?«

»Ja wohl, die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen; sie schien sehr betrübt zu seyn, aber trotzdem ging sie fort.«

Georget hört nicht mehr; er eilt zu dem Grafen, aber er ist so bewegt, daß er kaum sprechen kann.

»Gnädiger Herr . . . es ist ein junges Mädchen von Paris . . . eine Demoiselle hier gewesen . . .«

»Ja wohl, was kann Ihnen daran liegen?«

»Sie ist fortgegangen und hat geweint . . . der Gärtner sagt, sie sey sehr traurig gewesen . . .«

»So! Sie hat geweint?«

»Ja, gnädiger Herr. Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie mit Fragen belästige . . . aber ich möchte wissen, ob *sie* es ist.«

»Sie? wer denn?«

»Violette, das Blumenmädchen . . . dieselbe, die . . . Sie wissen ja . . .«

»Nein, nein, die war's nicht,« antwortet der Graf, der Georget beruhigen will. »Warum vermuthen Sie, daß Violette zu mir gekommen sey?«

»Ich weiß nicht, gnädiger Herr, aber da Sie in Paris mit ihr gesprochen haben, dachte ich, sie habe Ihnen vielleicht etwas zu sagen . . . Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen.«

In diesem Augenblicke kommt Pongo ganz athemlos in das Zimmer des Grafen und ruft:

»Ew. Gnaden . . . die Demoiselle aus Paris ist nicht mehr da . . . sie ist fort.«

»Es ist gut, ich weiß es.«

»Ja, aber ich weiß auch von Thomas, der sie auf dem Felde gesehen hat, daß sie mitten im Regen nach Paris gegangen ist. Man hat ihr zugerufen: Mamsell, halten Sie doch an! Treten Sie doch in ein Haus! . . . aber sie ist immer fortgelaufen, als ob sie gar nichts gehört hätte, trotz Regen und Donnerwetter. Die arme Demoiselle wird gewiß krank werden!«

Der Graf erblaßt, aber er verbirgt seine Unruhe, und schickt seine beiden Diener fort, um allein zu seyn.

Georget sagt nichts mehr; aber trotz der Versicherung seines Herrn, es sey nicht Violette gewesen, ist er traurig und niedergeschlagen, und bedauert, daß er das junge Mädchen nicht gesehen.

Am andern Morgen begibt sich der Graf in aller Frühe nach Paris, auf den Boulevard des Château-d'Eau. Das Wetter war kalt, aber heiter; es war einer jener schönen

Herbstmorgen, wo die Sonne auf den vergilbten Blättern glänzt und noch einen schönen Tag verspricht.

Es war nicht Markttag, aber einige Blumenverkäuferinnen waren auf ihren Plätzen. Der Graf sucht Violette, allein vergebens; das sonst so betriebsame Mädchen ist nicht da.

Der Graf von Brévanne wartet und geht lange auf dem Boulevard umher; er tritt in ein nahes Kaffehhaus, frühstückt, liest Zeitungen und geht dann wieder an den Ort, wo er das schöne Blumenmädchen gesehen; aber Violette ist nicht gekommen, Violette kommt nicht.

»Sie wird durch Blumeneinkäufe zurückgehalten seyn,« denkt der Graf; »ich gehe wieder nach Nogent, morgen werde ich sie sehen.«

Aber am folgenden Tage ist Violette auch nicht an ihrem Platz, und der Graf muß wieder fortgehen, ohne sie gesehen zu haben.

Die Reise nach Nogent und die mit derselben verbundenen heftigen Gemüthsbewegungen hatten ihre Gesundheit in sehr bedenklicher Weise erschüttert; eine tiefe Kränkung hinterläßt immer Nachwehen, und man bietet selten dem Winde und Wetter Trotz, ohne die Folgen davon zu fühlen. Als Violette das Kohlenschiff verließ, wurde sie am Arme ihres Begleiters vom Fieberfrost geschüttelt, und Chicotin hatte es wohl bemerkt. Als sie nach Hause kam, ging sie zu Bett, und am andern Morgen war es ihr unmöglich aufzustehen und ihren Geschäften obzuliegen.

Glücklicherweise war die Mama Lamort stets zur Verfügung der Hausbewohner. Die alte Frau ging den ganzen Tag die sechs Treppen hinauf und hinunter. Ihr Hund bewachte ihr Stübchen und bellte, wenn Jemand ins Haus kam

und hinauf gehen wollte. Auf dieses mit ihrem Stellvertreter verabredete Zeichen erschien die Mama Lamort sogleich an dem Fenster des Stockwerkes, wo sie sich eben befand, und redete mit den Personen, die nach Jemand fragten.

Chicotin, der sich jetzt lebhaft für Violettens Gesundheit interessirt, begibt sich am Morgen nach der Begegnung auf dem Kohlenschiffe zum Château-d'Eau, und als er sie nicht findet, erkundigt er sich nach ihrem Befinden. Die Mama Lamort antwortet ihm:

»Die Kleine ist krank und liegt fest in ihrem Bett, aber ich koche ihr Krausemünzthee, der wird das Fieber bald vertreiben.«

Der junge Commissionär, der den Worten der Alten keinen unbedingten Glauben schenkt, eilt die sechs Treppen hinauf und tritt in Violettens Stübchen. Er findet sie im Bett, ihr Gesicht ist glühend roth, die tiefliegenden, funkelnden Augen sind sichere Anzeichen eines heftigen Fiebers. Sie lächelt jedoch ihren Retter an und reicht ihm die Hand.

»Ich danke Ihnen für Ihren Besuch, Chicotin,« sagte sie mit matter Stimme; »Sie hatten gestern vollkommen Recht: der Regen hat mich krank gemacht, aber es wird bald vorübergehen . . .«

»Soll ich einen Arzt holen?«

»Nein, es ist nicht nöthig, es hat keine Gefahr . . . Ueberdies habe ich eine recht gute Bedienung.«

»Die Alte wird Ihnen sogleich Thee bringen; aber ich werde mich doch alle Tage erkundigen wie es Ihnen geht, und lieber zweimal als einmal.«

»Nein, lieber Freund, Sie müssen sich von Ihrer Arbeit nicht abhalten lassen.«

»Meine Arbeit leidet darunter nicht; ich habe ohnedies eine Kundschaft in Ihrem Hause: gerade unter Ihnen wohnt ein Herr, der nicht immer fest auf den Füßen ist, aber für den Augenblick scheint er ganz gut zu gehen. Soll ich ihm sagen, daß er Ihnen Gesellschaft leiste? . . . O, er ist gar nicht dumm, er weiß besser zu sprechen als ich.«

»Ich danke, Chicotin, ich brauche keine Gesellschaft, ich langweile mich gar nicht; ich kann lesen, und lese sehr gern, und habe auch genug zu denken . . .«

»Aber nicht mehr an so abscheuliche Dinge wie gestern?«

»O nein, das habe ich vergessen.«

»Das lasse ich gelten . . . Ich sprach von Ihrem Nachbar, weil er kein junger Mann ist, Sie dürften nicht fürchten, mit ihm ins Gerede zu kommen; aber wenn Sie es nicht gern sehen . . . Ah! da kommt die Mama Lamort mit einem Topf in der Hand. Auf Wiedersehen, Violette, ich komme bald wieder.«

Auf der Treppe begegnet ihm Roncherolle, der von einem Morgenspazirgange kam.

»Kommst von mir, Freund Chicotin?« fragt der alte Herr, als er seinen Commissionär erkennt.

»Nein, ich bin eine Treppe höher gewesen.«

»Noch höher? Wohnen denn über mir noch Leute? Ich glaubte der Blitzableiter für das Haus zu seyn.«

»O nein, gnädiger Herr, es wohnt ein sehr hübsches Mädchen über Ihnen.«

»Ha! Du Taugenichts! ich merke schon, das Mädchen ist deine Geliebte.«

»Nein, da sind Sie im Irrthum; die arme Kleine hat einem Freunde von mir ihr Herz geschenkt, und es würde

mir nicht einfallen, ihr nachzustellen, denn einen Freund würde ich nie verrathen, wenn ich auch nur ein Commissionär bin.«

»Du hast Recht,« erwiedert Roncherolle, die Augen niederschlagend, »es bringt kein Glück.«

»Wenn Sie wüßten, was dem armen Mädchen geschehen ist . . . Denken Sie sich, sie wollte sich gestern in den Canal stürzen, und zum Glück kam ich dazu.«

»Wirklich! Aus welchem Grunde? Wahrscheinlich aus Liebesgram; ihr Geliebter wird sie verlassen haben?«

»Nein, er liebt sie noch, er denkt nur an sie; aber er hält sie für treulos, er glaubt, sie habe einen schönen jungen Herrn erhört, der ihr nachstellt und sich rühmt, sie sey seine Geliebte.«

»Warum denkst Du, daß es nicht wahr sey?«

»Warum? weil sie gestern Abend auf dem Kohlenschiffe, wo ich versteckt war, niederkniete und noch einmal betete und Gott um Vergebung bat, daß sie sich das Leben nehmen wollte; aber sie sagte, sie fühle nicht die Kraft, sich von Jedermann verlassen und verachtet zu sehen, obgleich sie sich nichts vorzuwerfen habe. Sie wußte nicht, daß Jemand sie hören könnte, und sie hat gewiß nicht gelogen. Habe ich nicht Recht?«

Roncherolle klopft Chicotin auf die Schultern und erwiedert lächelnd:

»Der Bursche raisonnirt nicht übel . . . Was für ein Geschäft treibt denn dein schöner Schützling?«

»Sie handelt mit Blumen . . . Es fällt mir ein, Sie kennen sie, gnädiger Herr, Sie kauften einen Strauß von

ihr, als ich die Ehre hatte, Sie zum ersten Male zu sehen und mit Ihnen ging.«

»Nicht möglich! es wäre das schöne Blumenmädchen? . . . Höre, Chicotin, deine Kleine ist wirklich eine seltene Schönheit.«

»Ja, gnädiger Herr, die ist's . . . sie heißt Violette.«

»Warte . . . der schöne junge Herr, der sie für seine Geliebte ausgibt, muß ein gewisser Jéricourt seyn.«

»Ganz recht, Jéricourt heißt er . . . er macht Theaterstücke; kennen Sie ihn?«

»Ich habe vor einiger Zeit mit ihm gespeist.«

»Kennen Sie ihn genau?«

»Nein, Gott sey Dank! Wozu diese Frage?«

»O, ich meine nur . . . ich dachte, er sey ein Freund von Ihnen und werde Ihnen vielleicht die Wahrheit sagen.«

»Nein, er ist keineswegs mein Freund . . . Und die Kleine ist krank? Sie hat doch wenigstens die Mittel, sich gehörige Pflege zu verschaffen?«

»O ja, sie ist nicht arm, denn sie hat alle Tage so viel verkauft, wie sie wollte, und dabei ist sie sehr ordentlich und sparsam.«

»Desto besser. Hat sie eine Wärterin?«

»Ja, die Madame Lamort.«

»Ich weiß nicht, ob man ihr großes Vertrauen schenken kann. Ich will die Patientin besuchen, denn was Du von ihr sagst, nimmt mich sehr für sie ein.«

»Es thut mir leid, gnädiger Herr, aber das geht nicht an.«

»Was geht nicht an?«

»Sie können nicht zu ihr gehen, weil sie es verboten hat.«

»Wie kann sie es verboten haben? ich bin ja nie bei ihr gewesen.«

»Entschuldigen Sie, die Sache verhält sich so. Als ich diesen Morgen mit ihr sprach, nahm ich mir die Erlaubniß, Ew. Gnaden zu nennen: ich sagte, sie habe einen sehr artigen Nachbar . . .«

»So! Du sprichst von mir?«

»Sie wären meine Kundschaft . . . Da ich eben von Kundschaft rede, sagen Sie mir doch, ob ich heute einen Blumenstrauß zu der Frau Baronin bringen soll.«

»Nein, nein, es ist aus; Du wirst ihr keine Blumensträuße mehr bringen . . . wenigstens nicht von mir . . . Was sagtest Du denn zu meiner schönen Nachbarin?«

»Ich sagte zu ihr: Sie haben einen Nachbar, der ein sehr nobler Herr und dabei gar nicht dumm ist . . .«

»Wirklich, Du findest mich nicht dumm?«

»Nein, gnädiger Herr.«

»Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Du eine so gute Meinung von mir hast.«

»Sie glauben ich scherze . . . aber ich kenne meine Leute.«

»Und meine Nachbarin will meinen Besuch nicht annehmen, weil Du ihr gesagt hast, ich sey nicht dumm?«

»O nein, das ist nicht der Grund; ich sagte zu ihr: Wenn Sie wollen, Mamsell, so wird Herr von Roncherolle dann und wann kommen, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, und Sie werden eine famöse Unterhaltung haben; Sie können diesen Herrn empfangen, ohne mit ihm ins Gerede zu

kommen, erstens weil er nicht mehr jung ist, zweitens weil er das Zipperlein hat und . . .«

»Nur weiter, da Du einmal im Zuge bist.«

»Kurz und gut, ich wollte ihr begreiflich machen, daß Sie nicht aussehen wie Einer, der den Mädchen nachläuft.«

»Es ist wahr, das Laufen würde mir jetzt schwer werden; und dieses pomphafte Lob meiner Person hat das schöne Mädchen nicht geneigt gemacht, meinen Besuch anzunehmen?«

»Nein; sie antwortete, daß sie keine Gesellschaft brauche und lieber allein ihren Gedanken nachhängen wolle.«

»Nun, dann wollen wir sie allein lassen; man muß keinem Menschen, am wenigsten den Kranken, einen Aerger machen.«

Roncherolle geht nach Hause und Chicotin begibt sich wieder auf den Boulevard. »Soll ich nach Nogent gehen,« denkt er unterwegs, »um Georget zu erzählen, was vorgegangen ist? Er kann von Violette nichts Böses mehr denken; aber wenn ich ihm sage, daß sie krank ist, wird er unruhig werden und nach Paris wollen, und das wird seinem Herrn vielleicht nicht recht seyn. Es ist gewiß besser, daß ich warte bis Violette wieder gesund ist.«

Aber am andern Morgen hatte sich der Zustand der Kranken verschlimmert, das Fieber war heftiger geworden, sie begann schon zu phantasiren, so daß sie Chicotin, der sie besuchte, kaum erkannte. Dieser sagt zu der Mama Lamort, die mit mehren Töpfen erscheint:

»Ihrer Patientin scheint es nicht gut zu gehen.«

»O ja!«

»Was! sie versteht mich ja kaum und versteht nicht,

was man spricht . . . und dann sagt sie eine Menge Dinge, die keinen Sinn und Verstand haben.«

»Sie redet irre; aber ich bringe ihr dreierlei Thee und . . . Ach! da bellt mein Hund, es ist Jemand da.«

Die Mama Lamort steckt den Kopf aus dem Bodenfensterund ruft in den Hof hinunter:

»Wer ist da? . . . Was wünschen Sie?«

Ein alter Mann, der im Hofe steht, schaut in die Höhe und antwortet mit meckernder Stimme, die nur bis zum vierten Stock hinauf dringt:

»Wohnt hier ein Herr Dupuis, ein vormaliger Advocat, im Hause?«

»Suchen Sie eine Wohnung?« fragt die Alte, die nicht verstanden hat.

»Kommen Sie nicht herunter?«

»Der muß den Schnupfen haben, oder keine Lunge . . . Ha! da bellt Azor schon wieder! Ich muß hinunter . . . Komme schon! Nur Geduld!«

Die Hausmeisterin ist hinuntergegangen und Chicotin, der die Kranke aufmerksam ansieht, schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht, ob es rathsam ist, sich mit dem dreierlei Thee der Mama Lamort zu begnügen; ich verstehe mich nicht darauf, aber ich sehe wohl, daß das arme Mädchen ein galoppirendes Fieber hat. Ich hole den Alten aus dem fünften Stocke herauf.«

Chicotin geht zu Roncherolle hinunter, der eben ausgehen will.

»Du willst schon wieder fragen, ob Du der Baronin einen Blumenstrauß bringen sollst; aber ich habe Dir schon

gesagt, es ist aus. Es thut mir leid, aber ich glaube, daß ich gar keine Blumensträuße mehr zu verschicken habe.«

»Nein, gnädiger Herr, deshalb komme ich nicht . . . ich komme wegen der Nachbarin Violette . . .«

»Nun, wie geht ihr's heute?«

»Nicht gut; sie redet irre. Die Mama Lamort meint, es sey ein gutes Zeichen, aber ich bin nicht der Meinung. Wollen Ew. Gnaden die Güte haben, die Kranke zu besuchen? Sie wissen die Krankheit doch besser zu beurtheilen, als Unsereins.«

»Du glaubst also, sie werde meinen Besuch heute annehmen?«

»Gehen Sie nur zu ihr; sie sieht gar nicht ob Jemand bei ihr ist . . . so eben glaubte sie auf freiem Felde, unter Bäumen zu seyn . . .«

»Ich bin zwar kein Arzt,« erwiedert Roncherolle, »aber vielleicht kann ich der Kranken einen Dienst erweisen. Führe mich zu ihr.«

Roncherolle begibt sich mit Chicotin in Violettens Wohnung. Das Dachstübchen war nicht elegant, aber nett und reinlich; die Meubles waren anständig und gut erhalten, kurz, man sah nichts, was einen unangenehmen oder traurigen Eindruck hätte machen können; im Gegentheil, in zwei zierlichen Porzellanvasen prangten große Blumensträuße.

Roncherolle tritt an das sehr saubere Bett. Die Kranke liegt in einem unruhigen Schlummer. Er faßt ihre Hand, die feucht und heiß ist, und fühlt den Puls.

»Das Fieber ist sehr stark,« sagt er; »aber die Haut ist feucht, und das ist minder gefährlich als trockene Hitze . . . Aber was sehe ich auf dem Camin?«

»Es sind Blumen . . . von Violettens Waare.«

»Viele Blumen in einem Krankenzimmer! Das kann ihr Tod seyn, und es wundert mich nicht, daß sie phantasirt . . . Geschwind die Blumen weg! wirf sie aus dem Fenster.«

»Violette hat die Blumen sehr gern, und die Mama Lamort glaubte ihr eine Freude zu machen und brachte ihr die Blumen, die sonst unten im Hofe, in einem kleinen Winkel am Brunnen aufbewahrt werden.«

»Die Mama Lamort scheint ihren Namen mit vollem Recht zu führen. Nimm alle Blumen weg, Chicotin, und die Kranke darf nichts trinken als schwachen Lindenblüthenthee mit einigen Orangenblättern. Ich bin kein Arzt, aber ich glaube, daß dies genügen wird, um das Fieber zu heben. Aber vor Allem die Blumen weg, es darf nicht eine im Zimmer bleiben!«

Während Chicotin die Blumen aus den Vasen nimmt, betrachtet Roncherolle das schlummernde Mädchen und sagt:

»Es wäre jammerschade um die Kleine, sie ist sehr hübsch . . . Dieses Gesicht habe ich schon gesehen, ich weiß nur nicht wo . . . Komm, mein Groom, laß sie schlafen; ich will der Mama Lamort sagen was sie zu thun hat.«

IV.

Der Besuch des Nachbars.

Am andern Morgen kommt Chicotin freudestrahlend zu Roncherolle und ruft:

»Violette ist besser, sie redet nicht mehr irre, das Fieber hat nachgelassen. Sie läßt Ihnen vielmals danken und wird selbst kommen, sobald sie aufstehen kann.«

»Mir danken! wofür denn? . . . weil ich ihr Lindenblüthenthee gerathen und die Blumen aus ihrem Zimmer fortgeschafft habe? das würde jeder vernünftige Mensch gethan haben. Wegen einer solchen Kleinigkeit soll sich die Kleine nur nicht bemühen; ich werde ihr heute einen guten Morgen wünschen . . . ich glaube, es wird mir jetzt nicht mehr verboten seyn.«

»O nein, gnädiger Herr, Sie sind jetzt ein Freund.«

»Nun, wenn das ist, so melde den Freund aus dem fünften Stock.«

Im Laufe des Tages geht Roncherolle hinauf und klopft an die Thür des Dachstübchens. Die Patientin ist allein, da sich die Aufwärterin auf das Bellen ihres Hundes entfernt hat.

Roncherolle tritt leise ans Bett. Violette schlief nicht und in ihren Augen war bereits die Wiederkehr der Gesundheit zu lesen. Wenn man neunzehn Jahre alt ist, vergeht die

Krankheit oft eben so schnell wie sie gekommen ist, gleich einem Gewitter, das nur einen schönen, heitern Tag trübt, aber keine Spuren hinterläßt.

Violette sieht den unbekannten Herrn ganz erstaunt an und will sprechen, aber Roncherolle beruhigt sie, indem er das Wort nimmt:

»Mademoiselle, ich bin Ihr Nachbar aus dem fünften Stocke; entschuldigen Sie meinen Besuch. Chicotin ersuchte mich gestern, zu Ihnen zu gehen, weil er sehr besorgt um Sie war, und heute sagte er mir, der Thee, den ich verordnet, habe Wunder gewirkt, Sie wären fast wiederhergestellt. Ich kann an diese schnelle Cur kaum glauben, und wollte mich selbst überzeugen, ob er die Wahrheit gesagt; aber wenn Ihnen meine Gegenwart unangenehm ist, so sagen Sie es aufrichtig, und ich werde mich sogleich entfernen.«

Der höfliche, artige Ton Roncherolle's hat der Verlegenheit der Patientin sogleich ein Ende gemacht, und sie antwortet lächelnd:

»O nein, es ist mir nicht unangenehm. Sie waren also gestern so gütig, sich zu mir zu bemühen? Chicotin hat mir's gesagt; ich würde Ihnen meinen Dank abgestattet haben . . . Nehmen Sie doch Platz.«

»Ich bin Ihnen also wirklich nicht zur Last? dann will ich mich setzen, um Ihnen ein Weilchen Gesellschaft zu leisten.«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr.«

»Lassen Sie die Complimente, wir kennen uns jetzt. Der Höflichkeit ist jetzt Genüge geleistet, ich bin ein Nachbar, der seine Nachbarin besucht, und wenn die Nachbarin nicht

mehr plaudern mag, wird sie dem Nachbar die Thür weisen . . .«

»Ach! mein Herr, wie können Sie . . .«

»Fürchten Sie nichts, ich werde mich schon entfernen, ohne hinausgeworfen zu werden. Ich sehe mit Vergnügen, daß sich Ihr Befinden seit gestern sehr gebessert hat; in zwei Tagen wird man Ihnen nichts mehr ansehen . . .

»Das hoffe ich,« erwiedert Violette, »ich möchte gern wieder Blumen verkaufen.«

»Aber Sie müssen keine Unbesonnenheit begehen,« mahnt Roncherolle; »zu früh dürfen Sie nicht ausgehen. Ich weiß wohl, daß Stubenarrest nicht unterhaltend ist, wenn man keine Gesellschaft hat; ich kenne das, ich bin leider nur zu oft in der Lage; aber in meinem Alter hat man trübe Gedanken, in Ihren Jahren hingegen ist Alles rosenfarben . . .«

»Nicht immer, mein lieber Herr.«

»Sie haben also keine Eltern mehr?«

»Nein, ich habe keine Eltern.«

»Armes Mädchen! die Verzweiflung hat sich also dieses hübschen Köpfchens bemächtigt, und Sie wollten sich ins Wasser stürzen . . .«

»Was? Sie wissen? . . .«

»Ja, ja . . . Chicotin hat mir Alles erzählt. Der Bursch plaudert gern; er sagte mir, Ihr Geliebter . . . nein, ich wollte sagen Ihr Bräutigam habe sich von Ihnen zurückgezogen, weil er glaubte, Sie hätten einen eleganten jungen Herrn erhört . . . Sie sehen, daß ich davon unterrichtet bin.«

»Ach ja! Georget hält mich für strafbar. Ich weiß wohl, daß der Schein gegen mich ist; aber ich versichere Sie, daß Herr Jéricourt lügt; er hat die Falle gestellt . . .«

»Eine Falle? Erzählen Sie mir doch die Geschichte, da wir einmal allein sind, vorausgesetzt, daß Ihnen das Sprechen nicht schwer wird.«

»O nein; es ist übrigens auch nicht lang.«

Roncherolle rückt seinen Stuhl an das Bett der Kranken und Violette nimmt das Wort:

»Vor einiger Zeit war ich an meiner gewohnten Stelle, auf dem Boulevard des Chateau-d'Eau, da bestellt ein Diener einen prächtigen Blumenstrauß und gibt mir fünf Franken im voraus mit dem Auftrage, die Blumen zu Madame de Belleval, Boulevard-Beaumarchais Nr. 88 zu tragen. Gehen Sie selbst zu der Dame, setzte er hinzu, denn sie will noch mehr Blumen für eine Hochzeit bestellen. Ich nahm das Geld an; ein Blumenstrauß für fünf Franken ist schon der Mühe werth, wir verkaufen nicht viel zu solchem Preise; der Bediente ging fort. Ich band einen sehr schönen Strauß, ersuchte eine Nachbarin meine Blumen zu bewachen und eilte in das bezeichnete Haus. Ich frage den Hausmeister: Madame de Belleval? Er besinnt sich einen Augenblick und antwortet: Im fünften Stocke, die Thür rechts . . . Sollte ich nicht hinaufgehen?«

»Bis jetzt,« erwiederte Roncherolle, »sehe ich nicht ein, warum Sie hätten Bedenken tragen sollen.«

»Ich komme in den fünften Stock,« fährt Violette fort; »ich läute an der Thür rechts; eine ältliche Frau läßt mich ein. Ich frage nach Madame de Belleval. — Kommen Sie nur herein, sagt sie. — Aber ich habe nur diese Blumen

abzugeben. — Kommen Sie nur, erwiedert sie, Madame will Sie sprechen. Sie öffnet einen kleinen Salon, wo sie mich allein läßt . . . Hätte ich nicht hineingehen sollen?«

»Warum nicht, mein Kind? Sie konnten ja noch nichts Arges ahnen.«

»Ich warte eine Weile, dann geht die Thür auf, aber statt einer Dame erscheint Herr Jéricourt . . . ein Mensch, den ich verabscheue und der mich seit einiger Zeit mit seinen schändlichen Anträgen verfolgte. Er ist ein Geck, der sich einbildet, es könne ihm Keine widerstehen . . .«

»Ich kenne ihn, erzählen Sie weiter.«

»Als ich diesen Herrn erkannte, errieth ich sogleich, daß ich in eine Falle gegangen war; ich wollte gehen, aber er hält mich zurück, spricht wieder von seiner Liebe und lacht mich aus, als ich ihm seine Hinterlist vorwerfe; ich sey in seiner Gewalt, sagt er, denn ich sey in seiner Wohnung und Niemand werde mir zu Hilfe kommen . . . Die Verzweiflung, der Zorn gab mir Kraft; ich fing an zu rufen; der schändliche Mensch wollte mich küssen, aber ich zerkratzte ihm das Gesicht so, daß ihm die Lust verging. Er war wüthend, aber er mußte mich fortgehen lassen; Sie können denken, daß ich eilends die Flucht nahm. Ein kleiner schielender Mensch, der auf demselben Gang wohnt, muß mich gesehen haben; aber ich bemerkte Niemand, denn ich war sehr erschrocken und zugleich erfreut, nicht mehr in der Gewalt des Unholdes zu seyn . . . So kam es, daß ich zu Herrn Jéricourt ging, ohne zu ahnen, daß ich ihn finden würde. Ich schwöre Ihnen, daß ich die Wahrheit sage, und ich will dieses Bett nie wieder gesund verlassen, wenn ich gelogen habe.«

Roncherolle sah die Kranke forschend an, während sie

sprach, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich gerührt. Er drückte Violettens Hand und sagte:

»Ich glaube Ihnen, mein Kind; es ist überdies gar nichts Unwahrscheinliches in Ihrer Erzählung, es ist nicht das erste Mal, daß ein junges Mädchen in eine solche Falle gelockt wird. Es ist ein schlechter Streich; aber ich würde es Jéricourt noch verzeihen, wenn er gestanden hätte, daß es ihm nicht gelungen sey, Sie zu verführen; aber vor allen Leuten sich zu rühmen, Sie wären seine Geliebte, das ist zu arg! Es werden genug Mädchen durch ihre eigene Schuld unglücklich, man muß nicht auch die wenigen, die tugendhaft bleiben, noch unglücklich machen.«

»O, wie freue ich mich, mein lieber Herr, daß Sie mir glauben!«

»Und Ihr Bräutigam hat Ihnen nicht geglaubt?«

»Er hat mir gar keine Gelegenheit gegeben, mich zu rechtfertigen, er hat mich gemieden, ohne mich anzuhören.«

»Beruhigen Sie sich, mein Kind, und sorgen Sie für Ihre Genesung. Bald wird er Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und Sie um Verzeihung bitten, daß er so unwürdigen Verdacht gehegt.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Ach! Sie machen mir eine große Freude.«

»Ich glaubte nicht mehr im Stande zu seyn, einem jungen Mädchen eine Freude zu machen, und ich bin stolz darauf. Sie haben sehr wohl gethan, mir die ganze Geschichte zu erzählen und Sie werden es gewiß nicht bereuen.«

»Sie sind sehr gütig, so viel Antheil zu nehmen.«

»Jetzt verlasse ich Sie, liebe kleine Nachbarin, wir ha-

haben genug geplaudert; ruhen Sie sich aus, schlafen Sie und es wird gut gehen ... aber bringen Sie keine Blumen wieder in Ihr Zimmer!«

»O nein, Sie sehen, es sind keine mehr hier.«

»Eine ist noch hier ... aber diese wird keinen Schaden thun.«

Roncherolle geht fort und Violette schläft wieder ein.

V.

Reine Liebe.

Mehre Tage hindurch kam der Graf von Brévanne vergebens auf den Boulevard, wo das schöne Blumenmädchen zu sitzen pflegte. Nachdem er drei Tage nicht in Paris gewesen war, begab er sich wieder auf den Blumenmarkt und fand Violette auf ihrer gewohnten Stelle.

Er freute sich recht herzlich, denn die Abwesenheit Violettens hatte ihm viele Sorgen gemacht. Er nähert sich langsam und als er sie blaß und verändert sieht, erräth er einen Theil der Wahrheit und macht sich wieder neue Vorwürfe.

Violette hat ihn anfangs nicht bemerkt; aber als sie aufschaut und den Mann erkennt, der sie so hart behandelt hat, zittert sie und vermag kein Wort zu sprechen.

»Ja ich bin es,« sagt der Graf sehr sanft und freundlich; »ich sehe, daß Sie sich fürchten; Sie schlagen die Augen nieder, um meinen Blicken nicht zu begegnen. Aber fürchten Sie nichts; ich sehe ein und bereue, daß ich Ihnen Unrecht gethan, armes Kind! Aber peinliche Erinnerungen raubten mir die Besinnung, ich wußte nicht was ich that. Ich habe

Sie hart und ungerecht behandelt . . . und am andern Morgen kam ich hieher, um meine Uebereilung wieder gut zu machen und Sie um Verzeihung zu bitten . . .«

»Um Verzeihung!« lispelt Violette, die ihren Ohren kaum traut und schüchtern die Augen aufschlägt. »Ist es möglich! Sie verachten mich nicht mehr?«

»Ich habe Sie nie verachtet, mein Kind; ich ließ einen Zorn auf Sie fallen, der Sie nie hätte treffen sollen, denn Sie haben sich nichts zu Schulden kommen lassen . . . Wollen Sie also meine Uebereilung vergessen und mir verzeihen?«

»O! mein lieber Herr, ich habe Ihnen nicht gezürnt... aber ich fühlte mich sehr unglücklich, von Ihnen abgewiesen zu werden.«

»Sie sind gewiß krank gewesen, da Sie mehre Tage nicht hier waren?«

»Ja, ich bin krank gewesen . . . aber nur acht Tage. Es ist jetzt vorbei und ich denke nicht mehr daran.«

»Aber Sie sind noch blaß . . .«

»Das kommt von dem Fieber; aber ich fühle mich besser, und da Sie versichern, daß Sie nicht mehr böse auf mich sind, ist mir wieder ganz wohl.«

»Das freut mich sehr, denn ich war sehr besorgt um Sie, als ich Sie nicht hier fand; wenn ich gewußt hätte wo Sie wohnen, würde ich mich nach Ihnen erkundigt haben.«

»Und . . . er ist noch bei Ihnen?«

»Er? Sie meinen Georget, nicht wahr?«

»Ja.«

»Allerdings, aber er hat mich nicht begleitet; ich habe ihn in Nogent gelassen. Ich muß Ihnen auch gestehen, mein Kind, daß ich ihm von Ihrem Besuche nichts gesagt habe;

ich glaubte, es könne ihm weh thun, und auf jeden Fall wollte ich Sie zuerst sehen.«

»Sie haben wohl gethan, gnädiger Herr.«

»Uebrigens ist der Winter vor der Thür, und wir werden in einigen Tagen in die Stadt kommen.«

»Wird er mitkommen?«

»Ja, ich will ihn mitbringen, ich will ihn hier beschäftigen. Er hat einen klaren Verstand und schreibt gut; es wäre schade, wenn er Commissionär bliebe.«

»Sie werden also bald in die Stadt kommen?«

»Ja, ich hoffe Sie dann wieder zu sehen; Sie werden sich nicht mehr fürchten und mir nicht mehr zürnen . . . Ich habe noch ein Schnupftuch von Ihnen, das ich als Pfand behalte . . . aber fürchten Sie nichts, ich werde es Ihnen wiedergeben, sobald es Ihnen von Nutzen seyn kann.«

»O, ich verlange es nicht zurück; Sie wissen ja besser als ich, ob ich hoffen darf meine Eltern wieder zu finden . . . Doch nein, ich werde sie wohl nie wiederfinden! Nicht wahr, ich darf nicht mehr daran denken?«

»Besuchen Sie mich in Paris, mein Kind; in der nächsten Woche komme ich. Georget wird Sie davon in Kenntniß setzen.«

»Georget! er wird also mit mir reden?«

»Ich glaube, daß er's sehr gern thun wird, denn seit einigen Tagen sehnt er sich nach Paris, der arme Junge! und er grämt sich sehr.«

»Ach! wie gütig sind Sie, gnädiger Herr, mir das zu sagen!«

Zwei Freudenthränen glänzen in den Augen des schönen Blumenmädchens. Der Graf nimmt freundlich Abschied

und erinnert sie nochmals an den versprochenen Besuch. Violette ist so erfreut, daß sie alle ihre vergangenen Leiden vergißt.

Während dies in Paris vorging, begab sich Chicotin, der nur Violettens Genesung abgewartet hatte, früh Morgens nach Nogent, um seinem Freunde Georget Alles zu erzählen was dem Blumenmädchen begegnet war.

Chicotin fand seinen vormaligen Cameraden vor dem Hause des Grafen. Georget ging traurig auf und ab, und schaute nach Paris hinüber, wohin sich Brévanne begeben hatte, ohne ihn mitzunehmen. Was sein Herr wohl in der Stadt zu thun hatte? das war sein einziger Gedanke.

Georget eilte seinem Freunde jauchzend entgegen und schloß ihn in seine Arme. Chicotin erzählte ihm sogleich Alles was er von Violette wußte, ihre Reise nach Nogent, ihre Verzweiflung, ihre Krankheit und Genesung.

Es wäre schwer, Georgets Gefühle zu schildern, er lauschte in athemloser Spannung, weinte und jauchzte und unterbrach seinen Freund von Zeit zu Zeit:

»Sie ist also unschuldig? O, welch ein Glück! . . . Das arme Mädchen! was muß sie gelitten haben! . . . O, mein Gott! ich hätte es nicht überlebt!«

Er läßt seinem Freunde kaum Zeit, seine Erzählung zu beenden; er fällt ihm um den Hals, schließt ihn in seine Arme, küßt ihn und schluchzt:

»Du hast sie gerettet! Du hast sie gehindert, sich in den Canal zu stürzen, worin sie den Tod gefunden haben würde; so spät Abends würde man sie nicht gesehen haben . . . Ich habe Dich fast ebenso lieb wie Violette, und wünsche nur, Dir einst meinen Dank beweisen zu können!«

»Wie kannst Du auch so viele Worte machen wegen einer Sache, die sich von selbst versteht? Ich sehe ein Mädchen, das sich ins Wasser stürzen will, ich komme aus meinem dunkeln Winkel hervor und nehme die Kleine beim Arm: das geschieht ja alle Tage, jeder Gamin würde es ebenso gemacht haben.«

»Sie ist's also doch gewesen! Ach, mein Herz hatte es wohl errathen; aber der böse Mann hat mich belogen, er sagte, sie sey es nicht gewesen, weil er sie hart behandelt hat! . . . O, das ist abscheulich! ich werde nicht lange mehr in einem Hause bleiben, wo Violette so beleidigt worden ist . . . Warte hier, Chicotin.«

»Was willst Du machen?«

»Mein Bündel schnüren und mit Dir fortgehen . . . meine Mutter wird nachkommen.«

»Was fällt Dir ein? Bist Du von Sinnen? Du willst so mir nichts Dir nichts deinen Wohlthäter verlassen, ohne einmal Abschied von ihm zu nehmen? Hast Du denn vergessen, daß er Dir aus der Noth geholfen, als Du keinen Groschen hattest, um deiner kranken Mutter gehörige Pflege zu verschaffen? Hast Du vergessen, daß er Dich mit deiner Mutter in Dienst genommen, daß ihr reichlich versorgt seyd? Du sagtest ja selbst, daß ihr hier lebt wie im Paradiese! Das wäre schön, all das Gute so zu vergelten!«

»Was liegt daran, ob er mir Gutes gethan! er hat Violette so hart behandelt, daß sie sich in der Verzweiflung das Leben nehmen wollte. . . .«

»Aber konnte er das ahnen? Du siehst ja, daß er die Eltern Violettens kennt; wahrscheinlich haben sie schlecht

an ihrem Kinde gehandelt, und es wird etwas dahinter stecken . . .«

»Das ist mir egal, ich will nach Paris gehen, Violette aufsuchen und sie um Verzeihung bitten, daß ich so schlecht von ihr gedacht . . .«

»Das lasse ich gelten; aber es ist noch kein Grund, deinen Wohlthäter zu verlassen und undankbar gegen ihn zu seyn . . .«

»Still! da ist er.«

Der Graf von Brévanne kam von Paris zurück. Er sieht die beiden jungen Leute und bemerkt die Aufregung und Verlegenheit Georgets. Er ahnt einen Theil der Wahrheit und geht sogleich auf seinen Schützling zu.

»Wer ist dieser junge Mensch?« fragte er, auf Chicotin deutend.

»Mein Freund und vormaliger Camerad Chicotin, von dem ich Ew. Gnaden erzählt habe.«

»Ja, ich erinnere mich. Was will er hier?«

»Er hat mir gesagt, daß . . . daß Violette aus Verzweiflung über die harte Behandlung, die sie hier erfahren . . . denn sie ist's doch gewesen, die arme Violette! . . . sie ist in ihrer Verzweiflung an den Canal gelaufen und würde sich hineingestürzt haben, wenn Chicotin nicht da gewesen wäre . . . Ohne ihn wäre sie verloren gewesen . . . und ich! . . . ach! meine Mutter würde dann keinen Sohn mehr haben . . .«

Georget schluchzt laut, er kann kein Wort mehr sagen. Chicotin verzerrt das Gesicht, um seine Thränen zurückzuhalten. Der Graf, der tief gerührt ist, klopft Chicotin auf die Schulter und sagt:

»Sie sind ein braver Mensch . . . ich werde nicht vergessen was Sie gethan haben.«

Chicotin nimmt seine Kappe ab und wischt sich mit der Hand die Augen.

»Und Sie, Georget,« setzt der Graf hinzu, »Sie sind sehr aufgebracht gegen mich, nicht wahr? Aber Ihre Freundin Violette hat sich heute mit mir ausgesöhnt: werden Sie es nicht ebenso machen?«

»Violette! Sie haben Violette gesehen, gnädiger Herr? Ist es möglich!«

»Ja, lieber Georget, ich wollte ihr nicht erst heute mein Bedauern über den Vorfall ausdrücken; schon am andern Morgen begab ich mich nach Paris, um sie aufzusuchen; aber sie war nicht an ihrem Platz, und Sie werden bemerkt haben, daß ich mehre Tage nach einander in die Stadt fuhr...«

»Ja, das ist wahr.«

»Ich hoffte Violette zu finden, aber sie war nicht da.«

»Weil sie krank war,« sagte Chicotin, »weil sie das Fieber hatte und im Bette bleiben mußte.«

»Ich weiß,« erwiederte der Graf, »sie hat mir's heute gesagt; denn sie ist wieder an ihrem Platz . . . jetzt ist sie beruhigt und hofft, daß Sie ihr auch nicht mehr zürnen werden, Georget; denn ich sagte ihr, Sie würden kommen . . . Habe ich recht gethan?«

Georget, dessen Zorn schnell in Dank, dessen Trauer in Freude übergeht, ergreift eine Hand des Grafen und erwiedert: »Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr, daß ich einen Augenblick an Ihrer Güte zweifeln konnte! Erlauben Sie mir, daß ich noch heute in die Stadt gehe, um auch Violette

um Verzeihung zu bitten und ihr zu sagen, daß ich nie aufgehört habe sie zu lieben . . .«

»Noch heute? es ist schon spät . . .«

»Es ist erst vier Uhr, um sechs Uhr kann ich in Paris seyn, um zehn Uhr bin ich wieder hier . . . O, Sie erlauben mir's, nicht wahr, gnädiger Herr?«

»Nun, ich muß Ihnen als Ersatz für den Kummer wohl eine Freude machen . . . Gehen Sie, ich will Ihrer Mutter sagen, Sie wären in Geschäften nach Paris gegangen. Kommen Sie erst morgen Früh wieder, es könnte Ihnen Abends im Dunkeln etwas zustoßen.«

»Dank, tausend Dank! . . . Komm, Chicotin.«

»Aber ich habe mich noch nicht ausgeruht und keinen Bissen gegessen,« sagt Chicotin verdrießlich.

»Komm nur, ich zahle Dir ein Abendessen.«

»Wirklich! dann werde ich tüchtig einhauen!«

»Hier, lieber Freund,« sagte der Graf, indem er dem jungen Commissionär ein Zwanzigfrankenstück in die Hand drückt, »dies ist für Ihr Abendessen. Heute gehen Sie auf meine Rechnung, denn Georget könnte vielleicht das Geld vergessen.«

»Ich danke schönstens, gnädiger Herr, wir wollen's uns wohl seyn lassen und auf Ihre Gesundheit trinken, nicht wahr, Georget? . . . Wo ist er denn? Wahrhaftig, er ist schon unten auf der Landstraße! Er ist im Stande, in einem Trabe nach Paris zu laufen.«

Georget ging wie ein Baske; Chicotin holt ihn indeß bald ein. »In Vincennes nehmen wir einen Einspänner,« sagt er, an seine Seite hüpfend; »ich habe Geld, Herr Mal=

berg hat mir zwanzig Franken gegeben . . . Der brave Mann!«

»Warum denn einen Wagen nehmen? wir kommen ja schneller zu Fuß nach Paris.«

»O nein, warum sollten wir uns auch krank laufen? Glaubst Du denn, Violette werde sich freuen, wenn Du die Lungensucht bekommst? Was hast Du auch zu eilen! sie läuft Dir nicht davon.«

»Ach! Chicotin, Du weißt nicht was es heißt, eine Geliebte wiederzusehen! Es ist mir, als ob ich seit Jahren von ihr getrennt wäre.«

»Ah! da ist ein Coucou!... Heda, Kutscher! . . . zwei Plätze nach Paris...«

»Alles besetzt,« ist die Antwort; »aber wenn Sie mit im Guckkasten sitzen wollen . . .«

»Gut, wir sind große Guckkastenfreunde.«

Die beiden Freunde steigen auf den Kutschersitz des pittoresken Fuhrwerks, das in der Pariser Kunstsprache den Namen »Coucou« führt. Georget macht wiederholte Versuche, dem Kutscher die Peitsche zu entreißen und das Pferd anzutreiben, das ihm nicht schnell genug läuft; der Kutscher aber vertheidigt Pferd und Peitsche und Chicotin hat große Mühe in dem »Guckkasten« die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Endlich kommt der Coucou in Paris an. Georget springt rasch herunter und sagt seinem Freunde:

»Erwarte mich zum Abendessen in der Weinschenke an der Ecke des Faubourg du Temple... Auf Wiedersehen!«

Er verschwindet wie ein Schatten.

»O! lauf nur so viel Du willst!« denkt Chicotin; »ich

habe keine Lust, Dir nachzulaufen und lungensüchtig zu werden.«

Georget, dem an der Gesellschaft seines Cameraden in diesem Augenblicke sehr wenig lag, nahm seinen Weg zum Château-d'Eau. Wer lange von der Geliebten getrennt gewesen ist und mit ihr geschmollt hat, wünscht sie ohne Zeugen wiederzusehen; bei einer solchen Zusammenkunft will man sich nicht beobachten lassen und selbst Stillschweigen ist Bedürfniß, denn die Augen sind ebenso bereit wie die Zunge, und jeder Zeuge ist überflüssig in einem so schönen Augenblicke.

Es war Blumenmarkt, und ungeachtet des kühlen Herbstwetters sind noch so viel Leute auf dem Boulevard, daß sich Georget seiner Geliebten unbemerkt nähern kann. Endlich bemerkt er sie, aber es stehen zwei Damen vor ihr, die Blumen kaufen wollen; er kann sie daher noch nicht anreden. Er tritt indeß noch näher und bleibt hinter den beiden Damen stehen. Plötzlich bemerkt ihn Violette, wie er regungslos da steht und sie anschaut, wie ein reuiger Sünder eine Madonna betrachtet. Violette wird abwechselnd roth und blaß, aber die Augen ihres jungen Freundes waren so ausdrucksvoll, so bittend, daß sie ihn zärtlich ansieht. Da sie noch nicht mit ihm sprechen kann, drückt sie einen kleinen Veilchenstrauß an ihre Lippen und läßt ihn auf die Erde fallen; Georget hebt die Blumen sogleich auf und bedeckt sie mit Küssen.

Endlich gehen die Käuferinnen fort und Georget kann näher treten.

»Violette,« sagt er, »ich freue mich, Sie wieder zu sehen . . . O, wie lang ist mir die Zeit geworden!«

»Mir auch, Georget!«

»Ich habe Arges von Ihnen gedacht, Violette . . . ich weiß, daß ich Unrecht hatte; werden Sie mir verzeihen?«

»Ja, ich verzeihe Ihnen; denn der Schein war gegen mich . . . und auch jetzt noch haben Sie keinen andern Beweis meiner Unschuld, als mein Wort.«

»Mehr brauche ich auch nicht.«

»Aber ich möchte doch meinen Verleumder zwingen, die Wahrheit zu sagen . . .«

»Jetzt still davon,« erwiedert Georget; »ich bin so glücklich, liebe Violette, ich konnte nicht länger fern von Ihnen bleiben . . . Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!«

»Mein Gott! Georget, ich fühle jetzt auch, daß ich Sie liebe . . . denn ich habe mich sehr gegrämt, daß Sie mich verlassen . . .«

»Ist es wirklich wahr, Violette? Du liebst mich? . . . O, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!«

»Ich bin auch sehr froh . . .«

»Violette, ich bin jetzt achtzehn Jahre alt, ich kann Dich heirathen.«

»Wir haben Zeit, Georget; wir wissen ja, daß wir einander lieben: was können wir noch wünschen?«

»Aber Du mußt meine Frau werden, Violette . . . nicht wahr, Du willst es?«

»Das versteht sich! ich will ja nie einem Andern angehören . . . Doch es wird Nacht, Georget. Willst Du mir helfen, meine Blumen zusammen zu räumen? Ich bin noch schwach und darf nicht lange in der Abendluft bleiben.«

»Ja, Du hast Recht, Du mußt deine Gesundheit schonen . . . Gib mir alle Blumen, die noch da sind, ich trage sie . . . und den Sessel . . .«

»O nein, Georget, ich trage auch etwas . . .«

»Ich bitte Dich, gib mir Alles.«

»Nein, ich würde aussehen wie eine faule Person.«

Die beiden Liebenden haben bald den ganzen Blumenvorrath zusammengeräumt und tragen ihn fort. Georget sieht Violette beständig an und sie lächelt ihm zu.

»Du hast also eine andere Wohnung?« sagt Georget, als Violette vor ihrem Hause stehen bleibt.

»Ja, jetzt wohne ich hier . . . sechs Treppen hoch, aber ich habe ein hübsches Stübchen, und es ist sehr anständig im Hause. Ich habe im Hofe eine Stelle am Brunnen, wo meine Blumen recht kühl stehen . . . Adieu, Georget.«

»Wie! wir wollen uns schon verlassen?«

»Georget, Du weißt ja, daß Du nicht mit mir gehen kannst, es wäre nicht schicklich!«

»O, ich will auch nicht mitgehen, Violette; aber Du könntest wohl noch einen Spazirgang mit mir über den Boulevard machen; wir sind ja so selten beisammen.«

»Gut, aber lange werden wir nicht spaziren gehen.«

»Nur einige Minuten!«

Violette bringt ihre Blumen in den Hof, kommt sogleich wieder zurück, nimmt den Arm ihres Geliebten, und Beide gehen plaudernd und einander ansehend weiter. Sie sind glücklicher als die Großen der Erde, glücklicher als die Millionäre, glücklicher als Alle, die der große Haufe beneidet; denn was gibt es Schöneres, als reine Liebe und Jugend?

Inzwischen wurde es spät, und die beiden Liebenden, die sich nicht genug ansehen und ihre Liebe betheuern konnten, mochten sich nicht trennen. Wenn Violette sagte: »Ich muß nach Hause gehen,« so antwortete Georget: »Noch einen

Augenblick!« Wenn er fürchtete, seine Theure könne sich erkälten, so beruhigte sie ihn mit der Versicherung, der Spazirgang bekomme ihr sehr gut.

Aber Chicotin, dessen Herz frei war, dessen Magen furchtbar bellte, erwartete seinen Freund vergebens an dem bezeichneten Orte. Des Wartens überdrüssig, geht Chicotin auf den Blumenmarkt; er findet Niemand mehr. Dann begibt er sich in die Rue-de-Crussol und erfährt von der Mama Lamort, Violette habe ihre Blumen an ihren Platz gestellt und sey dann am Arme eines blutjungen schmucken Menschen fortgegangen, habe aber versprochen, bald wieder zu kommen.

Chicotin setzt sich auf einen Eckstein und sagt verdrießlich: »Für eine Genesende ist es sehr unbesonnen, so lange in der Abendluft zu bleiben.«

»Das sagte ich auch!« erwiedert die Mama Lamort. »Aber mein Azor bellte, und ich glaube, die jungen Leute haben's nicht gehört.«

Chicotin saß seit einer halben Stunde Schildwache, als Roncherolle, der nach Hause hinkte, ihn bemerkt.

»Was machst Du da, mein Groom?« fragt er.

»Ich erwarte meinen Freund Georget, der mit Mamsell Violette spaziren geht.«

»So! dieser Georget ist also . . .«

»Der Geliebte, der Arges von ihr gedacht und sie heute um Verzeihung gebeten hat; denn ich bin heute in Nogent bei Herrn Malberg gewesen, wo er wohnt, und habe ihr Alles erzählt . . .«

»Bei Herrn Malberg? Ist das nicht der Freund, der mich in meinem Hôtel garni besuchte?«

»Ja, Ew. Gnaden.«

»Und der die Ursache ist, daß ich ausgezogen bin . . . Höre, Chicotin, wenn Du Dich noch einmal unterstehst, deinem Freunde von mir zu erzählen und ihm zu sagen, daß ich in diesem Hause wohne, so ziehe ich Dir die Ohren so lang, daß Du sie als Nasenwärmer brauchen kannst!«

»Fürchten Sie nichts, gnädiger Herr; ich will nicht wieder von Ihnen sprechen, Sie sollen nicht noch einmal ausziehen.«

»Ich will Dir's wohl rathen!«

»Ach! endlich kommt das Liebespaar!«

»Dann gehe ich nach Hause.«

»Und ich ins Gasthaus . . . ich werde mir's wohl schmecken lassen.«

VI.

Noch Blumensträuße.

Sechs Tage nach jenem Abende hatte der Graf von Brévanne seine Wohnung in Paris wieder bezogen. Georget und Pongo waren mit ihm gekommen. Madame Brunoy, die sehr gern auf dem Lande war und einzusehen begann, daß ihr Sohn vernünftig genug wurde, um sie entbehren zu können, war auf ihren Wunsch in Nogent geblieben. Georget hatte versprochen, sie zweimal wöchentlich zu besuchen.

Am Tage nach seiner Rückkehr in die Stadt sucht der Graf Violette auf und sagt zu ihr:

»Liebes Kind, ich will Ihnen einen Auftrag geben,

der keineswegs gefährlich ist, denn ich schicke Sie wirklich zu einer Dame.«

»O, wenn Sie es befehlen, gnädiger Herr, gehe ich wohin Sie wollen.«

»Machen Sie einen sehr schönen Blumenstrauß und gehen Sie zu der Baronin von Grangeville, Rue-Fontaine-Saint-Georges Nr. 19.«

»Gut, mehr brauche ich nicht zu wissen.«

»Es ist noch nicht Alles: den Blumenstrauß übergeben Sie der Dame eigenhändig ... verstehen Sie wohl, eigenhändig, ich wünsche, daß Sie mit ihr bekannt werden. Wahrscheinlich wird sie fragen, von wem Sie kommen; Sie antworten, daß Sie es nicht wissen, ein Herr habe Sie zu ihr geschickt und lasse sich bestens empfehlen. Hüten Sie sich wohl, meine Person zu beschreiben, wenn die Dame fragt, wie der Herr aussehe ... Warten Sie ...«

Der Graf sinnt eine kleine Weile nach, um sich das Aeußere Merval's zu vergegenwärtigen, und setzt hinzu:

»Sie sagen ihr, es sey ein eleganter, vornehmer Herr von mittler Größe, blond, gesund von Gesichtsfarbe, nicht ganz jung mehr, aber recht jugendlich und lebhaft. Werden Sie das behalten, Violette?«

»Ich werde mir's Wort für Wort merken.«

»Ich verleite Sie zu einer Unwahrheit, mein Kind, aber in diesem Falle ist sie zu entschuldigen. Knüpfen Sie mit der Dame ein Gespräch an, aber hüten Sie sich wohl, meinen Namen zu nennen und zu sagen, daß Sie in Nogent gewesen sind.«

»Gut, es soll geschehen.«

»Wenn die Dame sich nach Ihren Verhältnissen, nach

Ihrer Familie erkundigt, so sagen Sie nur, daß Sie ein verlassenes Kind sind und Ihre Eltern nie gekannt haben . . .«

»Das ist die Wahrheit.«

»Ich weiß es, aber mehr dürfen Sie nicht sagen. Kein Wort von dem Schnupftuch, von Evelina Paulowski! Ich sage Ihnen Alles dies in Ihrem Interesse . . .«

»O, das bezweifle ich nicht, gnädiger Herr; aber . . . verzeihen Sie mir diese Frage . . . hat diese Dame etwa meine Mutter gekannt?«

»Vielleicht kann sie uns behilflich seyn, Ihre Mutter wiederzufinden; aber anfangs darf sie mit Ihren Verhältnissen nicht genau bekannt werden. Es wird Ihnen vielleicht auffallend scheinen, mein Kind, aber haben Sie nur Vertrauen zu mir, und wenn Sie wirklich noch eine Mutter haben, so sollen Sie sie wiederfinden, dafür lassen Sie mich nur sorgen.«

»Sie wissen also nicht, ob sie noch lebt?«

Der Graf erwiedert nach kurzem Besinnen: »Nein, nein . . . Jetzt gehen Sie, Violette, und geben Sie die Blumen ab; vergessen Sie nicht was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie zurückkommen, erzählen Sie mir das Resultat Ihrer Bestellung.«

Der Graf hat sich entfernt. Violette macht aus ihren schönsten, frischesten Blumen einen Strauß. Dann geht sie fort, und wundert sich, daß ihr bei dieser ganz einfachen Bestellung so sonderbar, so ahnungsvoll zu Muthe ist. Aber aus den Worten ihres Gönners schließt sie, daß die Dame, zu der sie geht, das Geheimniß ihrer Geburt kenne, und sie meint, deshalb poche ihr das Herz so ungestüm.

»Madame,« sagt Jungfer Lisida, in den kleinen Salon tretend, wo die Baronin ist, »es ist Jemand mit einem Blumenstrauß da.«

»Wie! mit einem Blumenstrauß?«

»Ja, Madame.«

»Wenn's wieder der Savoyarde ist, den Herr von Roncherolle geschickt hat, so nehme ich ihn nicht an . . . Schicke ihn mit seinem Strauß wieder fort, ich will mit seinem Herrn nichts mehr zu thun haben. Pfui! der Mann ist mir zuwider.«

»Nein, Madame, es ist nicht der Commissionär des alten Herrn, sondern eine sehr hübsches Mädchen, und der Blumenstrauß ist prächtig. Er ist gewiß von einem Andern . . .«

»Glaubst Du? dann laß das Mädchen hereinkommen.«

Violette wird in den Salon geführt; sie ist sehr befangen, ihre Wangen sind lebhaft geröthet, aber ihre Schönheit wird dadurch noch erhöht. Die Baronin sagt, als sie das Blumenmädchen sieht:

»Die Kleine ist wirklich hübsch . . . sogar sehr schön.«

Violette verneigt sich höflich und überreicht ihr den Blumenstrauß.

»Sie bringen mir einen Strauß, mein Kind?«

»Ja, Madame.«

»Die Blumen sind sehr schön und mit vielem Geschmack zusammengestellt; aber von wem kommen Sie? ich muß doch wissen, wer so galant gegen mich ist.«

»Ich weiß es nicht, Madame.«

»Sie wissen es nicht? Ich merke wohl, man hat Ihnen

Stillschweigen anempfohlen. Aber unter Frauenzimmern müssen derlei Geheimnisse immer durchsichtig seyn. Sagen Sie, liebes Kind . . . wahrhaftig, sie ist sehr hübsch . . . wer schickt Sie? denn auf Ihre eigene Hand sind Sie doch nicht gekommen.«

»Madame, es kam ein Herr zu mir und kaufte diesen Strauß . . .«

»Sie sind also eine Blumenhändlerin?«

»Ja, Madame.«

»Wo haben Sie denn Ihren Laden? vermuthlich in der Rue-de-la-Paix?«

»Nein, Madame, auf dem Boulevard Saint-Martin, beim Château-d'Eau; ich verkaufe meine Blumen unter freiem Himmel.«

»Armes Kind! dieses reizende Köpfchen ist allem Wind und Wetter ausgesetzt! . . . Also ein Herr hat diesen Blumenstrauß gekauft und Sie zu mir geschickt?«

»Ja, Madame.«

»Und sonst läßt er mir nichts sagen?«

»Nein . . . ja doch, er läßt sich schönstens empfehlen.«

»Wie sieht er aus! Hinkt er? stützt er sich auf einen Stock?«

»Nein, Madame, er trägt keinen Stock und geht sehr gut.«

»Das ist mir lieb . . . Wie alt ist er etwa?«

»Er ist nicht mehr ganz jung, aber er hat noch die Haltung eines jungen Mannes.«

»Schön! ich bin dem Unbekannten auf der Spur. Er ist sehr elegant, nicht wahr?«

»Ja, Madame, er ist sehr elegant und hat einen vornehmen Anstand.«

»Und sein Haar?«

»Ist blond, seine Gesichtsfarbe frisch.«

»Genug! ich weiß jetzt, wer es ist.«

Die Baronin neigt sich zu ihrer Kammerjungfer, die hinter ihrem Sessel steht, und sagt leise zu ihr:

»Ich wußte es wohl, der Strauß kommt von Merval! ... Was schaust Du denn, Lisida?«

»Madame, ich sehe das schöne Mädchen an. Es ist sonderbar, je länger ich sie betrachte ... Haben Sie noch nicht bemerkt?«

»Was denn?«

»Sie sieht Ihnen ähnlich, Madame ... täuschend ähnlich!«

»Wirklich? ... Ja, Du hast Recht, es ist etwas in ihren Gesichtszügen, in ihrem Munde ... aber ich war noch schöner!«

Violette erröthete, als sie bemerkte, daß sie von der Dame und von der Zofe so neugierig betrachtet wurde. Da man ihr nichts mehr sagte, verneigte sie sich und fragte:

»Madame, haben Sie nichts mehr zu befehlen?«

»Nein, mein Kind ... aber wenn Sie den Herrn wiedersehen, so danken Sie ihm in meinem Namen und sagen Sie ihm, daß ich ihn trotz seiner Geheimnißkrämerei erkenne, daß ich ihn mit Vergnügen bei mir sehen würde, um ihm persönlich danken zu können ... Können Sie das behalten, Kleine?«

»O ja, Madame, ich habe ein gutes Gedächtniß; ich vergesse nichts.«

*

»Gut . . . es ist wirklich wahr, die Aehnlichkeit fällt mir immer mehr auf . . . Wie alt sind Sie?«

»Neunzehn Jahre, Madame.«

»Neunzehn Jahre!«

Die Baronin scheint betroffen, sie sinnt eine kleine Weile nach und setzt hinzu:

»Wie! Sie sind neunzehn Jahre alt? Sie sehen jünger aus . . . Haben Sie Geschwister?«

»Nein, Madame, ich bin . . . ganz allein.«

»So! Ihre Mutter ist wahrscheinlich auch eine Blumenhändlerin?«

»Meine Mutter kenne ich nicht, Madame, ich bin ein verlassenes Kind.«

Die Baronin von Grangeville kann sich einer Bewegung nicht erwehren. aber sie faßt sich und denkt: »Wie thöricht bin ich doch? Es gibt ja eine Menge Verhältnisse, die durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen große Aehnlichkeit mit einander haben. Das Picanteste dabei ist, daß mir die Kleine ähnlich sieht, es ist ein Spiel des Zufalls; aber die andere muß in der Picardie seyn . . . wenn sie lebt!«

»Gehen Sie, mein Kind,« sagte Sie, sich zu dem Blumenmädchen wendend. »Aber Sie haben vielleicht keine Bezahlung erhalten . . .«

»O ja, Madame, die Blumen sind bezahlt, und ich wartete nur, von Ihnen entlassen zu werden.«

»Sie weiß sich recht gut auszudrücken . . . Gehen Sie, und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen an Herrn von Merval aufgetragen habe.«

»An Herrn von . . .?«

»Wie unbesonnen bin ich, seinen Namen zu nennen! . . . Ich meinte, an den Herrn, der Sie mit diesen Blumen zu mir geschickt hat.«

»Ich werde nichts vergessen, Madame.«

Violette entfernt sich ganz bewegt von der Unterredung mit der Dame, ohne sich von der Ursache dieser Gemüthsbewegung Rechenschaft geben zu können. Sie geht sogleich zum Grafen, der sie mit Ungeduld erwartete und sich ihr Gespräch mit der Baronin sehr ausführlich erzählen läßt.

»Wie finden Sie die Dame?« fragt Brévanne, als ihm Violette Alles erzählt hat.

»Sie muß sehr schön gewesen seyn; aber ihre Gesichtszüge sind welk und abgespannt. Sie ist wahrscheinlich nicht ganz jung mehr.«

»Nein, ganz jung ist sie nicht mehr. War sie freundlich und leutselig gegen Sie?«

»Ja, sie war sehr höflich . . . aber sie scheint trotzdem etwas stolz zu seyn.«

»Es ist gut, mein Kind, gehen Sie wieder zu Ihren Blumen. In der nächsten Woche bringen Sie der Baronin wieder einen Blumenstrauß.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr. Die Dame glaubt, ein Herr von Merval habe mich abgeschickt; soll ich sie in diesem Wahn lassen?«

»Hüten Sie sich wohl, sie zu enttäuschen.«

Violette begegnet Georget, dem sie ihre Bestellung erzählt.

»Jetzt sind wir also wieder in Paris,« sagt er, indem er sie an ihren Platz zurückbegleitet. »Herr Malberg läßt mich schreiben und rechnen, und schickt mich bald hier- bald dort-

hin; aber ich kann Dich täglich sehen ... O, wie freue ich mich! ich kann Dich jeden Morgen auf dem Boulevard begrüßen, und Dir Abends beim Aufräumen deiner Waare behilflich seyn.«

»Ich bin's zufrieden, Georget, aber unter der Bedingung, daß Du von deiner Arbeit nicht abgehalten wirst ... Du weißt noch nicht, ich glaube, daß es Herrn Malberg gelingen wird, meine Familie aufzufinden.«

»Deine Familie! Wozu brauchst Du denn jetzt Verwandte und Freunde? Bin ich Dir denn nicht Alles?«

»Aber es ist doch immer ein schönes Bewußtseyn, Angehörige zu haben, und wenn ich noch eine Mutter hätte...«

»Deine Mutter hat Dich ja verlassen, und kann Dich daher nicht lieb gehabt haben.«

»Wer weiß? sie ist vielleicht dazu gezwungen worden...«

»Und wenn deine Familie reich wäre, würde sie vielleicht in unsere Heirath nicht willigen. Es wäre mir im Grunde lieber, Violette, wenn Du Niemand fändest.«

»Wie kindisch bist Du, Georget!«

»Ich suche auch Jemand, aber den werde ich behandeln wie er's verdient.«

»Wen meinst Du, Georget?«

»Den heimtückischen Jéricourt, der Dir die Falle gestellt und sich nachher gerühmt hat ...«

»Georget, ich bitte Dich, schweig' davon ... Du bist doch überzeugt, daß ich mich keines Vergehens schuldig gemacht habe?«

»Wie kannst Du noch fragen, Violette?«

»Denke nicht mehr an den erbärmlichen Menschen, lieber Georget; ich will keine Veranlassung zu Zank und Streit

geben, hörst Du wohl! Bedenke doch, was aus deiner Mutter und aus mir werden würde, wenn Dir ein Unglück begegnete; wir würden uns todt grämen. Uebrigens sehe ich ihn gar nicht mehr, er geht nicht mehr vorüber.«

»Er thut sehr wohl daran, es könnte ihm sonst sehr übel ergehen. Ich weiß nicht, wo er sich jetzt verkriecht, man sieht ihn nirgends. Chicotin ist nicht glücklicher als ich. Ich bin in seiner Wohnung gewesen, er ist ausgezogen, man weiß nicht wo er jetzt wohnt, er wird in einen andern Stadttheil gezogen seyn.«

»Georget, ich bitte Dich, suche ihn nicht mehr. Du wirst mich sonst noch unglücklich machen . . . Findest Du etwa, daß ich noch nicht genug Kummer gehabt habe?«

»Gut, mein Bräutchen, ich werde Dir gehorchen. Aber Du mußt bedenken, daß ich im neunzehnten Jahre bin und folglich schon lange die Kinderschuhe vertreten habe; es soll nichts mehr über Dich gesagt werden.«

Ein Monat ist verflossen, und jede Woche hat Violette der Baronin von Grangeville einen Blumenstrauß gebracht. Die Dame glaubt immer, Herr von Merval erweise ihr diese Aufmerksamkeit.

So oft als Violette von der Baronin zurückkommt, erkundigt sich Malberg genau nach Allem was vorgegangen ist; er läßt sich jedes Wort wiedersagen. Er begreift nicht, daß die Baronin seiner Abgesandten nicht mehr Theilnahme bezeigt, daß sie nicht neugieriger ist, über ihre Geburt etwas Näheres zu erfahren. Diese Gleichgiltigkeit überrascht ihn; er meint, eine geheime Stimme hätte zu dem Herzen der Baro-

nin sprechen und die Ahnung in ihr wecken müssen, das junge Mädchen sey ihre Tochter.

Eines Morgens geht der Graf von Brévanne auf den Boulevard des Château-d'Eau, um Violette wieder zu der Baronin von Grangeville zu schicken; aber Violette ist nicht da. Der Graf will wieder nach Hause gehen, um sich durch Georget nach ihr erkundigen zu lassen, als er Violette mit ihren Blnmen ankommen sieht.

»Sie haben gewiß gedacht, ich sey sehr faul, nicht wahr, gnädiger Herr?« sagt Violette. »Aber zürnen Sie mir nicht, das ist's nicht . . .«

»Ich denke nie Uebles von Ihnen, mein Kind,« erwiedert der Graf; »ich fürchtete nur, Sie wären unpäßlich.«

»O nein, ich befinde mich ganz wohl . . . aber ein armer kranker Herr . . . ach, wenn Sie wüßten was er leiden muß! er erbarmt mich . . .«

»Ein Bekannter von Ihnen?«

»Ein Nachbar, der gerade unter mir wohnt. Als ich vor einiger Zeit krank war, hatte er die Güte, mich zu besuchen und mir einen Thee zu verordnen, der mich geheilt hat. Nachher hat er mir zuweilen Gesellschaft geleistet; es ist also ganz natürlich, daß ich ihm jetzt gefällig bin, nicht wahr?«

»Allerdings, das kann Niemand übel deuten, mein Kind.«

»Dabei scheint mir, daß es dem Herrn an Gelde fehlt: er sagt es zwar nicht, aber ich sehe es wohl, und er kann sich nicht gehörig pflegen.«

»Wenn er ein braver Mann ist und wirklich Theilnahme verdient, wie Sie sagen, so wollen wir ihm zu Hilfe kommen.«

»O, das wird nicht leicht seyn, er ist sehr stolz und will durchaus kein Geld borgen. Gestern Abend rieth ich ihm, eine Mixtur machen zu lassen, die ihm der Arzt verordnet hat; er antwortete: Womit wollen Sie diese Arznei bezahlen? ich habe Ihnen kein Geld gegeben. — Mein Gott, das thut nichts, antwortete ich; ich will's schon bezahlen, Sie können mir's wiedergeben. Da fuhr er mich fast zornig an: Ich will kein Geld borgen; ich habe keines von Ihnen verlangt, ich brauche keine Arznei, ich brauche gar nichts! Er wollte durchaus keine Vernunft annehmen. Sonst ist er sehr artig und freundlich, und wenn seine Schmerzen etwas nachlassen, hat er immer drollige Einfälle. Er scheint ein vornehmer Mann zu seyn . . . wie Sie, gnädiger Herr, und vielleicht ist er eben so reich gewesen wie Sie.«

»Woran leidet er denn?«

»An der Gicht, wie man sagt.«

»An der Gicht! Wissen Sie wie er heißt?«

»O ja, er heißt Herr von Roncherolle.«

»Roncherolle!«

Der Graf spricht diesen Namen mit so sichtbarer Bewegung, daß Violette erschrickt. Sie stammelt:

»Was fehlt Ihnen denn, gnädiger Herr? Werden Sie durch diesen Namen vielleicht an unangenehme Vorfälle erinnert? Kennen Sie meinen armen Nachbar?«

»Ja, ja, mein Kind, ich kenne ihn . . . aber sagen Sie ihm nichts von mir, nennen Sie meinen Namen nicht in seiner Gegenwart, denn Sie würden sein Uebel nur verschlimmern.«

»Ich werde mir's merken, gnädiger Herr. Aber Sie

werden mir's doch nicht übel nehmen, wenn ich meinen Nachbar pflege?«

»Nein, Violette, nein . . . pflegen Sie den Herrn von Roncherolle nur recht gut; es ist Ihre Pflicht, denn man muß seinem Nebenmenschen helfen wie man kann. Aber merken Sie wohl: wenn er Sie um Ihre Herkunft fragt... ich meine, wenn er sich etwa gesprächsweise erkundigt, wie Sie als kleines Kind Ihrer Amme anvertraut wurden, so sagen Sie ihm nicht mehr als der Baronin von Grangeville.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr.«

»Alles dies muß Ihnen sehr sonderbar scheinen; aber glauben Sie mir, daß ich nur Ihr Glück dabei im Auge habe.«

»O, ich habe alles Vertrauen zu Ihnen; Sie befehlen es und das ist mir genug.«

»Ich werde Sie dafür belohnen, mein Kind. Auf Wiedersehen.«

»Haben Sie mir sonst nichts zu befehlen, gnädiger Herr? Soll ich der Frau Baronin wieder einen Blumenstrauß bringen?«

»Nein, nein . . . es ist besser, daß Sie Ihre Blumen schnell verkaufen und Herrn von Roncherolle pflegen. Die Frau Baronin kann die Blumen schon entbehren, aber der Kranke bedarf Ihrer Pflege.«

Der Graf geht in tiefen Gedanken nach Hause. »Hier sehe ich den Finger der Vorsehung,« sagt er zu sich. »Violette hat ihre Eltern wiedergefunden, ohne sie zu kennen . . . Soll ich ihnen die Tochter wiedergeben und sind sie ihrer Liebe würdig? . . . Gott, erleuchte mich und laß mich erkennen, was meine Pflicht ist!«

VII.

Neue Art, sich zu rächen.

Das Wetter war kalt und trübe, es schneite und regnete. In dem Camin des kleinen Zimmers, wo der kranke Roncherolle lag, brannten nur zwei kleine Stückchen Holz, die der Wohnung keine Wärme gaben.

Roncherolle hatte furchtbare Gichtschmerzen, und da er allein war, ließ er seinen Klagen freien Lauf; trotz seines Entschlusses, philosophisch zu seyn, trug der Schmerz zuweilen über den Muth den Sieg davon; aber wenn Violette bei ihm war, nahm er sich zusammen, um seine Schmerzen zu verbergen.

Violette erscheint mit Theekanne, Tasse und Zuckerbüchse; sie nähert sich dem Kranken und stellt Alles auf den Tisch vor dem Bett.

»Ich komme diesen Morgen vielleicht etwas spät,« sagt sie; »aber ich habe erst diesen Thee gemacht, den Ihnen der Arzt verordnet hat. Jetzt müssen Sie trinken, so lange er heiß ist.«

Roncherolle verbeißt seinen Schmerz und erwiedert lächelnd:

»Wie gut sind Sie, mein Kind, wie gefällig gegen einen alten Mann, den Sie kaum kennen und der gar keinen Anspruch auf Ihre Theilnahme hat!«

»Keinen Anspruch? Haben Sie mich denn nicht besucht,

als ich krank war, und Sie kannten mich noch gar nicht! Ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte!«

»Es ist ein großer Unterschied, liebe kleine Nachbarin; Sie waren eigentlich nicht krank, und es ist immer ein Vergnügen, einem jungen Mädchen einen Dienst zu erweisen ... ein kranker alter Mann hingegen ist nichts weniger als interessant . . .«

»O, Sie sind recht interessant, wenn Ihre Schmerzen nicht gar zu groß sind; Sie wissen immer viel zu erzählen. Aber wie geht's Ihnen heute?«

»Etwas besser . . .«

»O nein, ich sehe an Ihrem Gesicht, daß Sie diese Nacht viel gelitten haben, daß Sie noch leiden . . .«

»Nein, wenn Sie da sind, leide ich weniger.«

»Dann hätten Sie mich bei Ihnen wachen lassen sollen, wie ich Ihnen vorschlug.«

»Gott behüte! Sie sollen sich um meinetwillen nicht den Schlaf entziehen, und vielleicht wieder krank werden! Es würde auch nichts nützen, liebe Nachbarin, ich muß meine Leiden mit Geduld ertragen.«

»Das glaube ich nicht, es muß für Alles ein Mittel geben . . . Trinken Sie . . . und nehmen Sie sich Zucker.«

»Es ist sonderbar . . . die Zuckerbüchse ist voll und gestern, dünkt mich, waren nur noch einige Stücke darin.«

Violette wendet sich ab und antwortet:

»Sie hatten noch Zucker im Papier, ich habe ihn zu dem andern gethan.«

Roncherolle sieht seine schöne Nachbarin an, aber sie

macht sich im Zimmer zu thun. Chicotin kommt nun; seine Nase ist ganz roth, seine Hände erstarrt.

»Guten Morgen allerseits!« sagt er; »wie geht's, alter Herr?«

»Nicht sehr gut, Freund Chicotin.«

»Die Mama Lamort läßt Ihnen sagen, daß sie heute nicht heraufkommen kann, weil ihr Azor einen Knochen verschluckt hat, der ihm in der Kehle stecken geblieben ist; der Hund kann daher nicht bellen.«

»Wir brauchen die Mama Lamort nicht,« erwiedert Violette; »ich bin ja hier!«

»Sie dürfen Ihr Geschäft nicht vernachlässigen, mein Kind,« entgegnet Roncherolle; »es ist schon spät und Sie sollten längst auf Ihrem Platz seyn.«

»Nein, es ist noch nicht spät, und es ist heute nicht Markttag. In diesem Wetter kommen ohnedies keine Käufer.«

»Ja, es ist ein abscheuliches Wetter,« setzt Chicotin hinzu, »und eine Kälte, die durch Mark und Bein dringt... Aber hier ist's auch nicht sehr warm . . . brrr! es friert Einen hier wie auf dem Boulevard.«

»Nun, so schüre das Feuer und lege Holz nach.«

Chicotin sieht sich überall um und geht in das erste Zimmer, aber er kommt mit leeren Händen zurück.

»Alter Herr, es ist kein Holz da . . . die Hitze scheint mit dem Rauch aufgegangen zu seyn.«

»Schon wieder kein Holz da? . . . es hält nicht so lange an wie der Zucker.«

»Ja, das glaube ich wohl, der Zucker ist auch theurer. Schauen Sie, für fünfzehn Sous bekommen Sie drei bis vier Stücke Holz, also weit mehr als ein Pfund Zucker; es

ist freilich schnell aufgebrannt, in einem Tage geht's flöten; an einem Pfunde Zucker hingegen kann man lange saugen.«

»Ich brauche kein Feuer!« sagt Roncherolle. »In meinem Bett ist mir warm genug . . . und meine kleine Nachbarin geht ja bald fort.«

»Was fällt Ihnen ein, Chicotin?« flüstert ihm Violette zu; »Sie hätten nichts sagen sollen, als Sie sahen, daß in dem andern Zimmer kein Holz mehr war; wären Sie zu mir hinaufgegangen, würden Sie Holz gefunden haben. Sie wissen ja, daß Herr von Roncherolle durchaus nichts borgen will; man muß ihm daher helfen, ohne daß er's merkt . . . und er soll nicht ohne Heizung bleiben!«

»Es ist wahr,« erwiedert Chicotin leise; »ich bin ein einfältiger Tropf! Nun, geben Sie sich zufrieden, ich will den Bock, den ich geschossen, schon wieder gut machen; es soll ihm an Feuer nicht fehlen.«

»Mich dünkt,« sagt Violette auf das Krankenbett zutretend, »der Arzt, der Sie gestern besuchte, hat Ihnen ein Mittel gegen Ihre Gicht verordnet . . .«

»Die Aerzte kennen kein Mittel gegen diese Krankheit, liebe Nachbarin, dies haben mir mehre von ihnen gestanden.«

»Aber ich habe doch von Gichtkranken gehört, die gründlich geheilt wurden . . . Ich bitte Sie, nehmen Sie das Mittel; es wäre schon viel gewonnen, wenn Ihre Schmerzen auch nur gelindert würden.«

»Gut, ich will es nehmen, da Sie es wünschen.«

»Ich will heute frühzeitig nach Hause kommen und Ihnen die Arznei mitbringen.«

»Nein, nein, das will ich nicht, liebes Kind! Sie sagen mir nie was die Sachen kosten; Sie richten es immer

so ein, daß man's fast umsonst bekommt; aber das will ich nicht, ich würde böse werden, wenn Sie so fortfahren . . . ich müßte mir die Freude versagen Sie zu sehen.«

»Versuchen Sie es nur, mich fortzuweisen, ich würde doch wiederkommen!«

Violette sagt das mit so gefühlsinnigem Ausdrucke, daß Rondherolle tief gerührt wird. Er drückt ihr die Hand und erwiedert heiter:

»Man wird Ihnen gehorchen, liebe kleine Nachbarin. Komm' hierher, Chicotin, mein Groom!«

»Hier bin ich!«

»Geh' zu dem Apotheker an der Ecke des Boulevard und verlange »sirop de Boupée.« Kannst Du den Namen behalten?«

»O! das ist leicht zu behalten — sirop de Poupée.«

»Boupée, Du Einfaltspinsel, und nicht Poupée!«

»Gut, ich verstehe.«

»Warte, ich will Dir's aufschreiben.«

»Ja, es ist besser, ich könnte mich wieder versprechen . . .«

»Hier, nimm diesen Zettel und dieses Zweifrankenstück . . . ich glaube, es wird genug seyn.«

»Das wollen wir hoffen; für zwei Franken muß man doch hübsch viel Syrup bekommen!«

»Gehen Sie denn nicht an Ihr Geschäft, kleine Nachbarin?« sagt Rondherolle zu Violette, die vor dem Camin kauert und die beiden Stückchen Holz mit altem Papier in Brand zu bringen sucht.

»Ich will warten bis Chicotin wieder da ist.«

»Und wie steht's mit Ihrer Herzensangelegenheit, mein Kind? Sie sind doch mit Ihrem Liebsten wieder ausgesöhnt?«

»O ja, Herr Nachbar; Georget kommt alle Tage auf den Markt und sagt mir einen guten Morgen. Ich bin jetzt sehr glücklich . . . ausgenommen wenn Georget mir Angst macht . . .«

»Wie! er macht Ihnen Angst?«

»Ja, er kann nicht vergessen, daß Jéricourt so schlecht von mir gesprochen hat; er sagt, daß er den erbärmlichen Menschen umbringen will.«

»Er hat Recht. Georget ist ein braver Bursch, an seiner Stelle würde ich's auch sagen.«

»Aber ich will nicht, daß er Händel anfange, denn wer Recht hat, ist nicht immer Sieger, und wenn Georget ums Leben käme, was sollte dann aus mir werden?«

»Es ist wahr, er muß sich nicht in Gefahr begeben; es wäre Schade um das junge Leben . . . er ist achtzehn Jahre alt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Er wird weder fechten noch schießen gelernt haben?«

»Nein, er hat nichts dergleichen gelernt, er würde gegen den Andern nicht aufkommen.«

»Nur Geduld, liebe Nachbarin . . . Morbleu! wenn ich von meiner Gicht geheilt würde! . . . Doch mich dünkt, Chicotin kommt.«

Der Bote kommt mit einem trübseligen Gesicht zurück und hält das Zweifrankenstück in der Hand.

»Nun, Chicotin, wo ist der Syrup?« fragt Roncherolle.

»Der Syrup ist in der Apotheke.«

»Was bedeutet das?«

»Es ist eine Sünde und eine Schande! Stellen Sie sich vor, eine kleine Flasche, nicht größer als eine Faust, kostet zwölf Franken!«

»Zwölf Franken!«

»Ja, keinen Groschen weniger. Ich sagte: Thun Sie mir für zwei Franken in einen kleinen Pomadetopf; man lachte mich aus und antwortete, man verkaufe nicht weniger als eine Flasche, und zeigte mir eine solche versiegelt. Der Preis stand darauf. Ich sagte: Wenn die Gicht für diesen Preis geheilt wird, so können also nur reiche Leute genesen? Man antwortete mir: Nur reiche Leute haben die Gicht. Wie kann man auch eine solche Dummheit sagen! Denn mir scheint, daß Ihre Spieße nicht allzuweit reichen.«

Violette stößt Chicotin an und flüstert ihm zu: »Sie hätten sagen müssen, der Syrup sey nicht fertig, ich würde ihn geholt haben, ohne daß Herr von Roncherolle gewußt hätte, wie viel er kostet.«

»Aber er hätte es doch gesehen, denn der Preis ist ja auf die Flasche geklebt ... und dann würde er geflucht haben.«

Roncherolle sagt nichts mehr. Chicotin reicht ihm das Zweifrankenstück und fragt: »Soll ich etwas Anderes kaufen?«

»Ja, kaufe Holz und mache Feuer, aber erst diesen Abend, denn meine kleine Nachbarin wird mir diesen Abend Gesellschaft leisten und sie soll in meinem Zimmer nicht frieren ... Jetzt laßt mich allein, Kinder, ich brauche nichts, und will versuchen einzuschlafen.«

Violette drückt dem Kranken die Hand und entfernt sich mit schwerem Herzen. Chicotin folgt ihr und sagt: »Der arme alte Herr! Er kann nicht einmal eine Arznei kaufen, die ihn

vielleicht curiren würde! Nun, ich will bald wieder kommen, um zu sehen, ob er etwas braucht, das weniger kostet.«

»Und die zwei Franken darfst Du nicht ausgeben, Chicotin; Du kannst Holz von mir holen.«

»Gut, aber was soll ich mit seinem Gelde machen? Ich kann's ihm doch nicht zurückgeben . . .«

»Behalte es; Du kannst es zu anderen Dingen verwenden, die vielleicht auch theurer sind, und sagst ihm nichts davon . . . Es ist wahrhaftig traurig, Schmerzen zu leiden und frieren zu müssen! denn heute sah man's ihm an, wie er sich zwingen mußte, um seine Schmerzen zu verbergen . . . ich kann meine Thränen kaum zurückhalten . . .«

»Sie müssen sich um einen wildfremden Menschen nicht so viel Kummer machen, Violette.«

»Aber er ist unglücklich, arm und krank, hat keine Angehörigen, keine Freunde . . . es gibt ja auch Menschen, für die man eine gewisse Zuneigung empfindet; und auf diesen alten Mann wird Georget nicht eifersüchtig seyn, und ich fühle mich wirklich zu ihm hingezogen.«

»Ich will doch sehen, ob Azor den Knochen hinuntergeschluckt hat und ob die Mama Lamort zu dem Kranken gehen kann.«

Violette war schon eine Weile an ihrem Platz, als der Graf von Brévanne zu ihr kommt und sich nach ihrem Nachbar erkundigt. Sie schildert ihm die Lage Roncherolle's, sie verschweigt ihm nichts, weder seine Schmerzen noch die Entbehrungen, die er sich auflegen muß, noch seinen Stolz, mit welchem er jede Geldhülfe zurückweist.

»Jetzt hat er kein Feuer im Camin!« sagt Violette, deren Augen sich mit Thränen füllen, »und er will erst die-

sen Abend heizen lassen, weil ich ihm Gesellschaft leisten werde . . . Der arme Mann! er ist nicht im Stande sich eine Arznei zu kaufen, die ihn vielleicht geheilt haben würde . . . er ist sehr unglücklich!«

Der Graf hört aufmerksam zu; die Lage Roncherolle's rührt ihn tiefer, als er merken lassen will. Er sinnt lange nach, endlich sagt er zu dem Blumenmädchen:

»Ich möchte mich selbst von der Lage des armen Patienten überzeugen; aber er dürfte mich nicht sehen.«

»Das ist sehr leicht,« erwiedert Violette. »Er kann das Bett nicht verlassen; man kann ihn im ersten Zimmer ungesehen beobachten; er schläft auch oft ein, und ich lasse ihn ruhig schlummern.«

»Nun, ich will diesen Abend hingehen. Ich will Sie mit Georget abholen.«

»Sie sind sehr gütig, gnädiger Herr; Sie werden meinen armen Patienten gewiß herzlich bedauern.«

»Vielleicht um Ihretwillen, mein Kind . . . aber kein Wort von mir!«

»O, ich bin stumm . . . aber es freut mich sehr, daß Sie meinen Nachbar besuchen wollen.«

Gegen acht Uhr Abends war Violette bei dem Kranken. Roncherolle hatte eine Weile geschlummert, und als er erwachte, fiel sein Blick auf seine holde Nachbarin, die seine Wäsche ausbesserte und ihn von Zeit zu Zeit ansah, um sich zu überzeugen, ob er schlafe.

»In der That, mein liebes Kind,« sagt Roncherolle, »Sie sind so gütig gegen mich! Ich weiß nicht wie ich Ihnen danken soll . . . Sie söhnen mich mit Ihrem Geschlechte wie-

der aus; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich für die Frauen nur geringe Achtung hegte . . .«

»Warum denn? haben sie Ihnen Unrecht gethan?«

»Das gerade nicht; aber sie sind Ursache, daß ich Unrecht gethan habe, und das kommt aufs Gleiche hinaus.«

»Aber wenn man's Ihnen nicht gerathen hat?«

»Die Frauen haben nicht nöthig uns zu Thorheiten zu rathen; sie verleiten uns ohnedies dazu.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Desto besser für Sie, mein Kind . . . Aber was machen Sie denn da? Gott verzeihe mir! ich glaube gar, Sie flicken meine Wäsche!«

»Ich hatte nichts zu thun und sitze nicht gern müßig... ich dachte, Sie würden wohl nicht böse werden, wenn ich an Ihrer Wäsche etwas arbeite.«

»Ich sollte böse werden! . . . ach, liebe Kleine, Sie sind zu gut gegen mich! Aber wer könnte wohl über Freundschaftsdienste böse werden? Ach, wenn ich denke . . .«

Roncherolle stockt und seufzt. Violette sieht ihn an und sagt:

»Woran denken Sie denn? Man muß sich keine traurigen Gedanken machen, wenn man krank ist.«

»Ich denke, liebes Kind, daß ich meine Tochter bei mir haben könnte . . . die mich freilich nicht besser pflegen würde, als Sie.«

»Ihre Tochter? Sie haben eine Tochter, und sie ist nicht bei Ihnen, um Sie in Ihrer Krankheit zu pflegen?«

»Es ist nicht meiner Tochter, sondern meine Schuld, daß sie nicht bei mir ist.«

»Sie haben sie also von sich entfernt? vermuthlich ist sie nicht in Paris?«

»Nein . . . sie ist nicht in Paris.«

»Warum schreiben Sie ihr denn nicht, daß sie zu Ihnen komme?«

»Ich . . . ich will sie nicht belästigen.«

»Wie alt ist sie denn?«

»Neunzehn Jahre.«

»Gerade so alt wie ich!«

»Ah! Sie sind neunzehn Jahre alt? und wo sind denn Ihre Eltern? Ich habe sie noch nie bei Ihnen gesehen . . . Ach! jetzt erinnere ich mich, Sie sagten mir, daß Sie sie verloren haben.«

»Ja, ich habe meine Eltern nie gekannt . . . ich bin ein verlassenes Kind! . . .«

»Verlassen! . . . ist es möglich! Welch ein sonderbares Zusammentreffen! Sind Sie denn in Paris geboren?«

Violette, die sich an die Worte des Grafen erinnert, erwiedert stammelnd:

»Ich weiß nicht, ich glaube ja . . .«

»Arme Kleine! Es ist jammerschade, Ihre Eltern wissen nicht, welchen kostbaren Schatz sie von sich geworfen haben.«

Roncherolle wendet sich ab und denkt:

»Ich kenne meine Tochter auch nicht, sie ist vielleicht eben so schön und gut wie dieses Mädchen . . . Ach! wenn ich sie wieder finden könnte! Doch nein, warum sollte sie mein Elend mit mir theilen . . . nein, es ist besser . . .«

Der Kranke schläft ein. Violette erwartete diesen Augenblick mit ängstlicher Spannung, denn seit einigen Minuten

hatte sie in dem ersten Zimmer ein Geräusch gehört, und sie vermuthete, wer es seyn mochte. Sobald sie sich überzeugt, daß Roncherolle schlummert, steht sie leise auf und öffnet die Thür des ersten Zimmers, wo sie den Grafen von Brévanne und Georget findet.

»Mein Nachbar schläft, Sie können hereinkommen,« sagt Violette zum Grafen.

»Wissen Sie gewiß, daß er schläft, mein Kind?«

»Ja, gnädiger Herr, man hört's an seinen langen schweren Athemzügen. Der arme Mann! er scheint den ganzen Tag schrecklich gelitten zu haben, und benützt nun eine kurze Ruhe um zu schlafen.«

»Aber Sie sprachen ja soeben . . .«

»Ja, gnädiger Herr. Ach! wenn Sie wüßten, der arme Mann hat eine Tochter, und er bedauert sehr, daß er sie nicht bei sich hat.«

»So! er hat von seiner Tochter gesprochen?«

»Ja. Können Sie sich denken, daß sie nicht kommt, um ihren kranken Vater zu pflegen?«

»Hat er Ihnen gesagt, warum sie nicht bei ihm ist?«

»Nein, er sagte nur, es sey seine Schuld . . . Gehen Sie nur hinein, gnädiger Herr, er schläft fest.«

»Ja, ich will hineingehen. Bleiben Sie hier, mein Kind, plaudern Sie mit Georget, aber sprechen Sie nicht zu laut.«

»O! das haben Sie nicht zu fürchten, gnädiger Herr,« sagt Georget; »wir verstehen uns schon, wenn wir uns nur ansehen.«

Der Graf tritt in das von Roncherolle bewohnte Zimmer.

Eine einzige Unschlittkerze verbreitet nur ein mattes Licht, man erkennt jedoch eine sehr einfache, an vielen Stellen zerrissene Papiertapete, wurmstichige Fensterrahmen, mit zerbrochenen, schlecht verklebten Scheiben und ohne Vorhänge, einige schlechte Meubles von Nußbaumholz, eine angestrichene Bettstatt mit einem groben Strohsack und einer sehr dünnen Matratze. Ueber dem Camin hängt ein kleiner Spiegel im hölzernen Rahmen, und in dem Herde glimmen zwei Stückchen Holz. Kurz, das ganze Zimmer ist ein Spiegel der Armuth und Entbehrung und die Kälte, die man fühlt, der Wind, den man auf allen Seiten heulen hört, vermehren noch den trüben Eindruck, den der Anblick eines Kranken an einem solchen Orte machen muß.

Der Graf von Brévanne hat Alles gesehen, alles gemustert; dann tritt er ans Bett und betrachtet Roncherolle, dessen Gesichtszüge sich durch die Körperleiden und Entbehrungen noch mehr verändert haben, und der selbst im Schlummer noch mit dem Schmerz zu kämpfen scheint.

»Der Unglückliche!« denkt der Graf, »wer hätte ihm eine solche Zukunft prophezeien können. Dahin haben die Leidenschaften den Mann geführt, der mit allen Glücksgütern gesegnet war... Es ist aus mit ihm, ich darf nicht mehr an die Rache denken, die ich an ihm nehmen wollte, der Himmel hat diese Sorge übernommen ... ich würde auch nicht den Muth haben, der holden Violette ihren Vater zu rauben. Ich weiß nicht, ob die Menschen mich tadeln werden, aber eine innere Stimme sagt mir, daß der Augenblick der Verzeihung gekommen ist.«

Roncherolle macht eine Bewegung; der Graf verläßt

eilends das Zimmer und geht zu den beiden jungen Leuten, denen die Zeit nicht lang geworden ist.

»Haben Sie ihn gesehen?« flüstert Violette; »ist es wirklich der Herr, den Sie kennen?«

»Ja, mein Kind, aber sagen Sie kein Wort über meinen Besuch.«

»O! fürchten Sie nichts!«

»Kommen Sie, Georget.«

Georget findet, daß ihm die Zeit sehr karg zugemessen war, aber er macht keine Einwendung und entfernt sich mit dem Grafen, nachdem er seiner Braut die Hand zärtlich gedrückt hat.

Am andern Morgen gegen neun Uhr war Violette noch bei ihrem Nachbar, der sich etwas besser fühlte und ihr einen sonderbaren Traum erzählte, als Chicotin erscheint und dem Kranken einen Brief überreicht.

»Ein Brief an Sie, alter Herr, die Mama Lamort hat mir ihn gegeben.«

»Wer mag mir schreiben? Diese Hand kenne ich nicht,« sagt Roncherolle, indem er den Brief erbricht. Der Inhalt des Briefes entlockt ihm einen Ausruf des Erstaunens.

»Kinder, Ihr werdet nicht errathen, was dieser Brief enthält. Höret nur: »Einer Ihrer Schuldner, Herr von Juvigny beauftragt mich, Ihnen von der Summe, die er Ihnen schuldet, vorläufig tausend Franken zu übersenden.« Die Unterschrift . . . Der Teufel soll mich holen, wenn ichs lesen kann . . . Dubois, oder Dubosc. Aber die Banknote liegt drin, da ist sie.«

»Ach, welch ein Glück!« sagt Violette freudig überrascht; »es freut mich herzlich.«

»Ach! tausend Donner . . . entschuldigen Sie, alter Herr, aber ich bin so seelenvergnügt, daß ich Ihnen diesen Brief gebracht habe.«

»Ich danke euch, Kinder, für eure Theilnahme. Ich besinne mich . . . ja, Juvigny war mir Geld schuldig, ich weiß nicht mehr genau wie viel; aber als ich mich vor einigen Monaten nach ihm erkundigte, sagte man mir, er sey auf Reisen.«

»Er wird diesen Herrn Dubois beauftragt haben, Ihnen dieses Geld zu schicken.«

»Ich zählte gar nicht mehr darauf, es kommt mir jetzt sehr gelegen . . . aber es wundert mich doch sehr.«

»Ich sagte Ihnen ja, Herr von Roncherolle, daß Ihr Traum Glück bedeutet.«

»Alter Herr, jetzt können Sie so viel Sirop de Poupée kaufen wie Sie wollen.«

»Ja, mein Junge, und meine kleine Nachbarin wird so gefällig seyn, mir die Banknote zu wechseln . . . Hier, liebes Kind, sind die tausend Franken, die mir vom Himmel zu fallen scheinen.«

»O! ich weiß wohl, von wem sie kommen!« denkt Violette, indem sie sich entfernt.

VIII.

Die Pastete.

Zehn Tage nach dem Empfange des Briefes, der die Banknote enthalten hatte, ging Roncherolle heiter und guter Dinge auf dem Boulevard spaziren. Er war von seinen Gichtschmerzen befreit, trug einen eleganten warmen Paletot, einen nagelneuen Hut und lackirte Schuhe; kurz, er war ganz verändert und hatte ein fast jugendliches Aussehen.

Vor dem Theater des Gymnase fühlt Roncherolle eine Hand auf seiner Schulter, er sieht sich um und erkennt seinen vormaligen Nachbar Alfred de Saint-Arthur.

»Guten Morgen, mein Verehrtester. Es freut mich unendlich, Sie zu sehen.«

»Guten Morgen, lieber Herr von Roncherolle... Nachbar kann ich nicht mehr sagen, denn Sie sind es nicht mehr. Sie sind verschwunden wie ein Schatten, ohne mir ein Wort zu sagen, ohne mir Ihre Adresse zu lassen! Das war nicht schön von Ihnen. Der Einfaltspinsel Beauvinet — Sie wissen doch, der »junge Mensch« vom Hause — behauptete, Sie wohnten in der Gasse so und so! Ein köstlicher Puff!«

»Und Sie haben mich unter dieser Adresse nicht aufgesucht!«

»O nein, unsereins läßt sich nicht aufs Narrenseil führen, wie der Gimpel Bauvinet. Ich dachte: der Nachbar

muß seine Gründe haben auszuziehen und seine Adresse nicht zu hinterlassen. Das kommt alle Tage vor, ich glaube sogar, daß ich nächstens auch in diesen Fall kommen werde ... aber auf Ehre, es that mir leid um Sie, ich vermißte Sie.«

»Sie sind zu gütig!«

»Aber von einer andern Person wurden Sie noch schmerzlicher vermißt, als von mir ... errathen Sie nicht?«

»Nein, wahrhaftig nicht.«

»Von Zizi ... Sie wissen doch, wen ich meine: Zizi Dutaillis, meine Geliebte.«

»O, ich erinnere mich sehr gut ... eine sehr liebenswürdige, interessante Person!«

»Sie haben eine Eroberung an ihr gemacht; sie sagte mir täglich: »Suche doch Herrn von Roncherolle auf! Lade doch Herrn von Roncherolle wieder zu Tische! er soll mir noch andere Variationen des bewußten Kunststückes zeigen! Kurz, so oft ich sie sehe, spricht sie von Ihnen und ich würde eifersüchtig seyn, wenn Sie jünger und ... rüstiger wären.«

»Sehr verbunden, Verehrtester!«

»Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen gratulire: Sie gehen sehr gut ... und haben also keine Gicht mehr?«

»Jetzt nicht, aber im Herbste hat sie mich tüchtig hergenommen.«

»Und Sie haben einen Anstand, eine Haltung ... Ihr Paletot ist sehr hübsch: guter Schnitt, feines Tuch, wattirt ... Auf Ehre, ich will nicht schmeicheln, aber in diesem Paletot sehen Sie zehn Jahre jünger aus.«

»Dann thut es mir leid, daß ich nur einen solchen Paletot habe.«

»Apropos, ich habe Ihre Lectionen benutzt . . . Sie wissen, die verschiedenen Kunstgriffe beim Champagnertrinken: zwei Gläser auf einander, auf einen Teller gestellt . . . Jetzt bringe ich's wirklich zusammen; ich habe wohl ein Dutzend Gläser zerbrochen, aber endlich ist's mir doch gelungen. Ihr Zögling macht Ihnen Ehre.«

»Ich habe Ihr Talent zum Champagnertrinken nie bezweifelt.«

»Das ist noch nicht Alles. Sie erinnern sich doch, daß ich mich mit der Ausbildung eines Kakadu beschäftigte, der die Veranlassung unserer Bekanntschaft war . . .«

»Ja, ich erinnere mich; er ist todt?«

»O nein, er befindet sich wie Sie und ich . . . denken Sie sich, ich habe meinen Zweck erreicht!«

»Sie haben's in der That sehr weit gebracht, seit wir uns nicht gesehen.«

»Mein Kakadu spricht jetzt was ich wollte . . .«

»Guten Morgen, Herr Brillant, nicht wahr?«

»O nein, das sagte er nur zu viel! Seit gestern — Sie sehen, es ist etwas ganz Neues — seit gestern sagt er: Die Dutaillis ist entzückend. Applaudiren Sie, Zizi!«

»Das ist sehr hübsch, Ihre Geliebte wird sich freuen.«

»Ich habe ihr den Kakadu noch nicht geschenkt, weil er den ganzen Satz erst seit gestern spricht, und ich will ihn erst gehörig einüben, damit er sich nicht verspreche.«

»Das ist sehr klug von Ihnen.«

»Hören Sie, ich habe eine hübsche Idee . . .«

»Wirklich! Halten Sie sie nur fest.«

»Sie müssen mir und Zizi wieder das Vergnügen machen, mit uns zu speisen. Sie sind uns ohnedies noch Champagnerlectionen schuldig . . .«

»Sie sind sehr gütig, aber . . .«

»Hören Sie. Während wir bei Tische sitzen, lasse ich meinen Kakadu in . . . in irgend etwas bringen, es wird mir schon etwas einfallen; er überrascht meine Gemalin... Sie wissen doch, man sagt jetzt »meine Gemalin,« wenn man von seiner Geliebten spricht, und sie sagt: mein Gemal.«

»Das wußte ich noch nicht, aber ich gestehe Ihnen, daß mir die neue Mode nicht gefällt.«

»Aber wie gefällt Ihnen meine Idee? Denken Sie sich die Ueberraschung: Zizi hört ein Compliment, und weiß nicht woher es kommt!«

»Ja, es kann vielleicht ein hübscher Spaß werden.«

»Es bleibt also bei der Abrede, wir speisen mit einander . . . übermorgen; ja noch zwei Tage, dann wird sich mein Kakadu gewiß nicht mehr versprechen. Wir Drei bleiben unter uns, um ungestört zu lachen und Spaß zu machen . . . natürlich bei Bonvalet . . . Sie werden kommen, lieber Nachbar? . . . ich sage aus Gewohnheit noch Nachbar!«

»Entschuldigen Sie, Herr von Saint-Arthur, ich weiß Ihre freundschaftliche Einladung zu schätzen, aber . . .«

»Nur kein Aber! . . . Zizi wird sich sehr freuen, wieder in Ihrer Gesellschaft zu speisen, Sie dürfen nicht ausbleiben!«

»Ich nehme es an, aber unter einer Bedingung . . .«

»Sagen Sie, was Ihnen gefällig ist . . . ich bin im voraus damit einverstanden.«

»Ihr Freund Jéricourt muß auch erscheinen, wie das letzte Mal.«

»Was höre ich? Sie wollen in Jéricourt's Gesellschaft speisen? Ich glaubte, Sie könnten ihn nicht leiden.«

»Ich sage Ihnen noch einmal, wenn Sie mich haben wollen, so müssen Sie auch diesen Herrn einladen; ich habe besondere Gründe eine Begegnung mit ihm zu wünschen.«

»Gut, wenn das ist, will ich ihn einladen. Ich sehe ihn seit einiger Zeit seltener; er wohnt in der Chaussée-d'Antin, und macht viel Aufsehen, weil er ein Stück für das Odeon geschrieben hat . . . aber das thut nichts, er wird kommen.«

»Sagen Sie nichts von mir, er würde wahrscheinlich nicht kommen.«

»Ich will nur von dem Kakadu sprechen.«

»Ich hoffe, daß Mademoiselle Dutaillis nicht böse werden wird . . .«

»Gott bewahre! Sie foppt Jéricourt, und wir lachen . . . Kann ich jetzt auf Sie zählen?«

»Ich werde gewiß kommen.«

»Also übermorgen um halb sechs bei Bonvalet.«

Saint-Arthur nimmt mit einem Händedruck Abschied. Roncherolle geht weiter, aber langsamer und dem Anschein nach in tiefen Gedanken.

Zwei Tage nachher, gegen fünf Uhr Nachmittags geht Roncherolle in sehr gewählter Toilette auf den Blumenmarkt, um Violette aufzusuchen. Sie begrüßt ihren Nachbar mit freundlichem Lächeln.

»Wie gut sehen Sie jetzt aus, Herr von Roncherolle! Niemand würde ahnen, daß Sie krank gewesen sind.«

»Meine Genesung habe ich Ihnen, liebes Kind, Ihrer sorgsamen Pflege, Ihrer angenehmen Gesellschaft zu danken.«

»Sie vergessen den Syrup, der Ihnen so gut gethan hat . . .«

»Der Syrup hat vielleicht mitgeholfen, aber meine Genesung verdanke ich doch hauptsächlich Ihnen.«

»Sie wollen einen Spazirgang machen?« fragt Violette; »es ist kalt, aber recht schön.«

»Ich gehe zum Speisen, liebe Nachbarin; ich bin zu einem Schmause bei Bonvalet geladen.«

»Ach! nehmen Sie sich in Acht, lieber Herr! bei der Gicht soll der Champagner sehr schädlich seyn.«

»Ich habe keine Gicht mehr.«

»Aber Sie könnten einen Rückfall bekommen . . .«

»Man muß nicht ängstlich seyn!« entgegnet Roncherolle. »Ich werde übrigens mäßig essen und trinken, und um Ihren guten Rath nicht zu vergessen, bitte ich Sie um einen kleinen Veilchenstrauß.«

»Mit Vergnügen. Sehen Sie, dieser ist recht hübsch.«

»Sehr hübsch; haben Sie die Güte, liebes Kind, ihn recht fest an mein Knopfloch zu stecken.«

»Sehr gern . . . sehen Sie, er steckt fest, und Sie werden ihn gewiß nicht verlieren. Wahrhaftig, Sie sehen aus, als ob Sie mein Ritter wären.«

»Ich bin es auch, mein Kind,« antwortet Roncherolle mit Nachdruck, »und ich hoffe die Pflichten Ihres Ritters zu erfüllen . . . Auf Wiedersehen, liebe Nachbarin.«

Violette sieht ihm nach, sie ist in einer bewegten Stimmung, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben weiß.

»Mit welchem Tone er das sagte!« denkt sie, »ich wette, er trägt die Blumen nicht ohne Absicht im Knopfloch.«

Roncherolle findet sich pünktlich im Gasthause ein; die Schauspielerin und Saint-Arthur sind schon da. Mademoiselle Zizi ist sehr erfreut, ihren Champagnermeister wiederzusehen.

»Wie schmuck, wie geschniegelt!« sagt sie, ihn vom Kopf bis zu den Füßen musternd; »Sie hinken fast gar nicht und haben eine Haltung . . . o! eine Haltung so wie der Apoll vom Belvedere! Sie kleiden sich mit Sorgfalt und Geschmack, Alfred hingegen vernachlässigt sich.«

»Wie! ich vernachlässige mich?«

»Ja, seit einiger Zeit sind Ihre Cravaten sehr nachlässig geknüpft, Ihre Beinkleider schlottern . . .«

»Man trägt sie nicht mehr eng.«

»Sie müssen enge Beinkleider tragen, wenn ich es wünsche! . . . Sie haben ein sehr hübsches Veilchenbouquet, alter Cupido: das kommt gewiß von schöner Hand!«

»Ja, von einem sehr schönen Mädchen.«

»Erzählen Sie uns das Abenteuer.«

»Ich will es Ihnen beim Dessert erzählen, wenn Sie erlauben; Sie werden es dann picanter finden.«

»Gut, erzählen Sie es beim Dessert . . . Aber warum wollen Sie denn in Jéricourt's Gesellschaft speisen? Ich gestehe, daß es mich sehr wunderte, als ich's von Alfred hörte; ich dachte mir, es wird etwas dahinter stecken; Herr von Roncherolle will sich einen Spaß machen . . . Habe ich Recht?«

»Ich will's nicht läugnen, aber fragen Sie nicht mehr, ich werde Sie beim Dessert damit überraschen.«

»Ich glaube, es wird etwas zu lachen geben.«

»Ja, ja,« sagt Saint-Arthur, indem er Roncherolle

zunickt. »Wir werden uns sehr gut unterhalten, und der Spaß wird gewiß schon vor dem Dessert anfangen. Es wird Ueberraschungen geben . . .«

»Was meint der Tropf mit seiner geheimnißvollen Miene? Frefred, Du führst gewiß etwas im Schilde, Du willst mir eine unerwartete Freude machen, nicht wahr, mein Schatz?«

»Ich darf noch nichts sagen . . . Du wirst schon sehen . . .«

Das Gespräch wird durch die Ankunft Jéricourt's unterbrochen. Der Vaudevillefabrikant ist etwas erstaunt, seinen Feind Roncherolle zu finden, aber er läßt keinen Unwillen merken und begrüßt die Gesellschaft mit geckenhafter Freundlichkeit.

»Ah! Jéricourt läßt heute nicht auf sich warten! das ist schön!« sagt Zizi. »Aber es muß ihm etwas Außerordentliches begegnet seyn.«

»Weiter nichts als der Wunsch, Sie früher zu sehen, schöne Dame.«

»Ich sagte es ja: dieser Wunsch ist das Außerordentliche.«

Während der Theaterdichter mit der jungen Künstlerin einige Worte wechselt, tritt Saint-Arthur auf Roncherolle zu und flüstert ihm ins Ohr:

»Ich habe für meinen Kakadu eine köstliche Ueberraschung ersonnen: er wird ungesehen sprechen . . .«

»So! ich bin begierig auf die Ueberraschung.«

»Der Kakadu kommt in einer Pastete auf den Tisch . . . natürlich in einer pappenen Pastete, wie man sie auf dem Theater hat.«

»Das wird vielleicht sehr spaßhaft werden . . . nur dürfte der Effect der pappenen Pastete hier nicht so groß seyn wie auf dem Theater, weil die Illusion wegfällt.«

»O, das habe ich wohl bedacht; ich lasse eine wirkliche Pastetenkruste auftragen; ich habe Beauvinet mit dem Kakadu zu einem Zuckerbäcker geschickt; dieser setzt den Vogel in die Kruste und Beauvinet wird bald mit der Pastete erscheinen.«

»Ja, das ist etwas Anderes . . . die Täuschung ist dann vollkommen.«

»Nicht wahr, es ist sehr sinnreich?«

»Aber fürchten Sie nicht, daß der Kakadu in der Pastete erstické?«

»Warum denn? man setzt ja Vögel in Käfige.«

»Aber in Käfigen haben sie mehr Luft.«

»Es dauert ja nicht lange; überdies lasse ich kleine Löcher in die Pastete machen . . .«

»Dann ist Alles in der Ordnung.«

Die Gesellschaft setzt sich an den Tisch. Jéricourt benimmt sich sehr kalt und höflich gegen Roncherolle; allein von Zeit zu Zeit betrachtet er den Veilchenstrauß, den der Letztere im Knopfloch trägt, und dann spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lippen, aber Roncherolle scheint es nicht zu bemerken.

»Die Champagnerlection lassen wir bis zum Dessert,« sagt Saint-Arthur; »denn es entsteht dadurch immer einige Unordnung; man begießt sich . . . es ist besser, wenn man's bis zuletzt läßt.«

»Ich will schon warten,« erwiedert Zizi, »ich schwärme jetzt für den Madeira.«

»Und Sie werden uns wahrscheinlich mit noch originelleren Lectionen überraschen als das letzte Mal?« sagt Jéricourt zu Roncherolle.

»Ja wohl, ich habe Ihnen eine Lection zugedacht, die Ihnen gewiß eine große Ueberraschung bereiten wird.«

Inzwischen wird Saint-Arthur sehr ungeduldig, er zieht alle Augenblicke die Glocke und fragt den Kellner:

»Hat Niemand nach mir gefragt?«

»Nein, es ist Niemand da gewesen.«

»Diable! das dauert lange!«

»Erwarten Sie noch Gesellschaft?« fragt Jéricourt.

»Ja . . . ich erwarte etwas zum Diner.«

»Er bereitet mir eine Ueberraschung,« setzt Zizi hinzu, »ich kann nicht errathen was es ist, aber ich vermuthe, daß es prächtig seyn wird.«

Endlich erscheint der Kellner mit der Meldung: »Es ist ein Mann mit einer Pastete da.«

»Endlich! . . . lassen Sie ihn hereinkommen.«

»Wie! Deine Ueberraschung besteht in einer Pastete?« eifert die Schauspielerin. »Das ist ja ein Unsinn! ich esse keine Pastete zum Diner.«

»Diese Pastete hat mit anderen gar keine Aehnlichkeit... Kommen Sie doch, Beauvinet!«

Der »junge Mensch« mit der Perrücke bringt auf einer Schüssel eine sehr schöne Pastete und schreitet mit feierlichem Anstande, als ob er einem Feldherrn die Schlüssel einer Stadt überreichen wollte, durch das Extrazimmer, stellt die Schüssel auf den Tisch, sieht die Gäste mit selbstgefälliger Miene an und schiebt endlich seine Perrücke auf das linke Ohr.

Alle Augen sind auf die sehr stattliche Pastete gerichtet. Arthur ist überglücklich und wiegt sich auf seinem Sessel.

»Die Pastete ist sehr schön,« sagt Jéricourt; »kommt sie von Straßburg?«

»O nein, nicht so weit her!«

»Wenn die Pastete so köstlich ist, Frefred,« sagt Zizi, »so schneide sie an, und gib uns davon zu kosten.«

»Nur Geduld, mein Engel; ein solches Gerücht schneidet man nicht so mir nichts dir nichts an. Vor Allem bitte ich um Aufmerksamkeit und Stillschweigen.«

Er hält den Kopf an die Pastete und sagt halb laut: »Die Dutaillis ist entzückend . . . Sprich, Coco, sprich!«

»Jetzt spricht er gar mit der Pastete!« sagt Zizi, die große Augen macht.

»Still, mein Engel . . . Sprich, Coco: die Dutaillis ist . . .«

Aber vergebens lauscht und wartet die Tischgesellschaft, die Pastete gibt keinen Laut von sich.

»Soll das etwa ein Rebus seyn, mein Bibi?«

»Ja, ja . . . nur einen Augenblick Geduld, die Pastete wird gleich sprechen.«

»Die Pastete wird sprechen? Das möchte ich doch hören!«

»Nur Geduld . . . ich begreife nicht, warum er so schweigsam ist . . . er wird eingeschlafen seyn . . . Coco! Coco! Sprich doch, die Dutaillis ist entzückend . . . Was! du willst nicht sprechen? ich will dich wecken!«

Arthur nimmt die große Pastete mit beiden Händen auf und schüttelt sie aus Leibeskräften, dann stellt er sie wieder auf den Tisch. »Willst du nun sprechen, dummes Thier!«

Während der tiefen Stille, die wieder eintritt, nimmt sich Beauvinet die Erlaubniß sich zu schneuzen, wodurch er sich von dem jungen Lion einen derben Verweis zuzieht.

»Wen rufst Du denn, Bibi, und wer soll in der Pastete stecken?« fragt Zizi, die das lange zwecklose Stillschweigen sehr langweilig findet.

»Ein Papagei, mein Engel, ein prächtiger Kakadu, den ich gelehrt habe: Die Dutaillis ist entzückend; applaudiren Sie, Zizi!«

»Ach, das arme Thier! Ist es möglich! Er wird erstickt seyn, und es ist kein Wunder, daß er nicht spricht ... Herr von Roncherolle, nehmen Sie geschwind die Kruste ab.«

»Sind die Fenster geschlossen?« fragt Saint-Arthur; »man muß Sorge tragen, daß er nicht davon fliegt ... Sehen Sie nach, Beauvinet.«

Beauvinet macht ein sonderbares Gesicht und geht nicht von der Stelle.

»Ich fürchte, er wird nicht davon fliegen!« sagt Roncherolle, indem er das Messer ansetzt.

»Nur vorsichtig!« mahnt der junge Lion; »schneiden Sie nicht so tief, Sie könnten den Kakadu verwunden.«

»Es hat keine Gefahr.«

Endlich wird die obere Kruste abgenommen, und es kommt nichts aus der Pastete. Alle Gäste strecken die Köpfe aus, um hineinzuschauen; aber statt eines lebendigen Vogels sieht man nur die gewöhnlichen Bestandtheile einer Geflügelpastete: Gallerte, Teig und Speck.

Saint-Arthur ist wie versteinert, seine Tischgäste können ihre Lachlust kaum unterdrücken.

»Was bedeutet das, Beauvinet? wo ist mein Vogel? was haben Sie mit meinem Kakadu gemacht?«

»Ihr Vogel ist darin; ich habe gethan was Sie mir aufgetragen: ich habe ihn zum Kuchenbäcker getragen, und sagte, er solle ihn in eine Pastete thun.«

»O, der Esel! . . . Haben Sie mich denn nicht verstanden? Ich sagte Ihnen ja, der Kakadu solle nur mit der Kruste umgeben werden.«

»Er ist ja nur mit der Kruste umgeben . . .«

»Ich sagte auch, es sollten oben Löcher gemacht werden . . .«

»Ich dachte, die Löcher sollten gemacht werden, damit man ihn riechen könne, und der Kuchenbäcker sagte: Ich mache nie Löcher in meine Pasteten; Ihr Papagei wird ein bischen hart seyn, aber ich will ihn prickeln und spicken, und man soll ihn gewiß nicht wiedererkennen.«

Das laute Gelächter der Schauspielerin, Roncherolle's und Jéricourt's übertönt das Jammern und Wehklagen Alfreds, der in einer Anwandlung von Verzweiflung dem »jungen Menschen« aus seinem Hôtel garni die Pastete an den Kopf werfen will, aber man hält ihn zurück und Roncherolle sucht ihn zu beschwichtigen:

»Das Unglück ist einmal geschehen und nicht mehr zu ändern. Vermuthlich wird hier noch Niemand eine Papageienpastete gegessen haben, ich schlage daher vor, davon zu kosten.«

»Ja, wir wollen davon kosten,« setzt Zizi hinzu. »Ich werde das Abenteuer im Theater erzählen, meine Collegen werden sich todtlachen!«

»Ich bin gar nicht zum Lachen gestimmt!« seufzt der

junge Lion; »die Frucht einer so langen Arbeit! als ich eben seine Ausbildung vollendet hatte, als er so gut sprach . . .«

»Wollen Sie ein Stückchen von Ihrem Kakadu kosten?«

»Ich! nein, nie . . . Doch ja, der Seltenheit wegen. Der Kannibale von Küchenbäcker hatte wohl Recht, der arme Kakadu ist nicht wiederzuerkennen; aber die Federn muß er wenigstens herausgeben!«

»Pfui! das schmeckt schlecht!« sagt Zizi, ihren Teller zurückschiebend; »so hart, daß man's nicht beißen kann!«

»Und hat einen Beigeschmack, der keineswegs schmeichelhaft ist,« setzt Jéricourt hinzu; »der Pastetenbäcker hat ihn noch nicht unkenntlich genug gemacht.«

»Hier, junger Mensch, tragen Sie das Ganze wieder fort,« sagt Roncherolle, indem er Beauvinet die Pastete reicht, »und zur Strafe sollen Sie ihn essen!«

»Ja, werden Sie unsichtbar mit ihm, Sie dummer Tropf!« eifert Saint-Arthur; »ich würde mich auch sonst nicht halten können. Wenn man ihn mit einem Hunde zum Pastetenbäcker schickte, würde er gewiß eine Pastete daraus machen lassen!«

Beauvinet nimmt die Pastete unter den Arm, schiebt zornig seine Perrücke auf das rechte Ohr und geht murrend fort: »Die Leute wissen nicht, was sie wollen . . . ich thue was man mir befiehlt, und sie sind nicht zufrieden! sie mögen sich ihre Pasteten selbst backen!«

X.

Duell.

Das Abenteuer mit der Pastete war eine große Unterhaltung für die Gäste gewesen. Saint-Arthur allein theilte nicht die Heiterkeit der Uebrigen, bei jedem Bissen, den er verschlang, jammerte er: »Mein armer Kakadu! mein geliebter Coco! er sprach so schön: die Dutaillis ist entzückend . . . Ach! den Verlust werde ich nie verschmerzen!«

»Du wirst Dich auf der Stelle trösten!« gebot die Schauspielerin; »deine Klagelieder werden uns langweilig. Das Abenteuer mit deiner Pastete ist hundertmal drolliger, als dein Kakadu hätte seyn können . . . Aber da wird das Dessert aufgetragen. Jetzt will ich Champagner trinken, und mein lieber Freund Roncherolle muß sein Versprechen halten.«

»Es sollen also wieder Kunststücke gemacht werden?« sagt Jéricourt spöttisch. »Wir wollen doch sehen, ob's immer besser kommt, wie bei Nicolet.«

»Wir werden Alles aufbieten, um Sie zufrieden zu stellen,« antwortet Roncherolle, indem er ein Glas Champagner trinkt.

»Aber vor Allem,« setzt Zizi hinzu, »will ich die versprochene Geschichte von dem kleinen Veilchenstrauß hören.«

»So! es gibt auch Geschichten zu erzählen!« sagt der

Vaudevillefabrikant; »der Tausend! das ist ja ein genußreicher Abend!«

»Sie werden vielleicht mehr Unterhaltung haben als Sie glauben,« antwortet Roncherolle, der Jéricourt mit einem vielsagenden Blicke ansieht. »Ich fange an. Diese Veilchen habe ich von einem Blumenmädchen bekommen. Das ist etwas Alltägliches, nicht wahr? Aber nicht ganz alltäglich ist die Sittsamkeit und Ehrenhaftigkeit dieses schönen Mädchens. Hören Sie was ihr im vorigen Sommer begegnet ist: ein eleganter junger Stutzer, der sich, wie ich glaube, unter die Schriftsteller zählt, hat die schöne Bouquetverkäuferin gesehen und sie nach seinem Geschmack gefunden, er hat mit ihr gesprochen wie junge Leute mit hübschen Mädchen zu sprechen pflegen. Bis dahin ist nichts Auffallendes an der Sache . . .«

»Siehe da!« unterbricht ihn Saint-Arthur, »das ist wie Jéricourt mit . . .«

»Hören Sie die Geschichte doch zu Ende!« sagt Jéricourt, der sehr aufmerksam geworden ist.

»Aber wie gesagt, das schöne Blumenmädchen, das sehr sittsam ist und überdies einen schmucken Burschen liebt, wollte von dem Stutzer nichts wissen. Was thut dieser, um die Kleine zu verführen? er läßt einen prächtigen Blumenstrauß kaufen und sie ersuchen, den Strauß selbst zu einer Dame zu tragen, weil ihr diese noch andere Bestellungen geben wolle. Die arme Kleine geht in die Falle . . . denn Sie errathen, daß man sie zu dem Verführer geschickt hatte . . .«

»Es ist merkwürdig! dasselbe Abenteuer wie . . .«

»Schweigen Sie, Frefred, die Geschichte interessirt mich sehr.«

Jéricourt spricht kein Wort, aber er ist sehr blaß geworden. Roncherolle erzählt weiter, indem er ihn immer scharf ansieht.

»Das schöne Blumenmädchen geht also, ohne das Mindeste zu ahnen, in die Wohnung des Stutzers, denn eine Frau hat sie eingelassen. Aber bald erscheint der Verführer, sie ist allein mit ihm; er verhehlt ihr nicht mehr, daß er ihren Widerstand besiegen will; sie sieht die Gefahr, waffnet sich mit Muth und leistet so erfolgreichen Widerstand, daß der unternehmende Herr im Gesicht stark gezeichnet wird. Die Spuren der Wunden sind noch nicht einmal völlig verschwunden. Er muß ablassen und das muthige Mädchen fortgehen lassen Sie glauben, die Geschichte sey nun aus; sie sollte wirklich aus seyn, aber nein: weil die liebe Kleine sittsam und tugendhaft war und bleiben wollte, weil sie ihr Herz einem Andern geschenkt hatte, hielt es der Herr mit dem zerkratzten Gesicht für angemessen, überall zu erzählen, sie sey seine Geliebte gewesen, sie sey aus freien Stücken zu ihm gekommen, kurz, sie sey eine liederliche Dirne. Er hat sie entehrt in den Augen Aller, die ihr gut waren, und das ist niederträchtig, schändlich! Finden Sie nicht, daß so freche Lügen, so boshafte Verleumdungen eine Züchtigung verdienen?«

Zizi sagte nichts, weil sie Alles errathen hatte; Jéricourt biß sich in die Lippen und schwieg ebenfalls; aber Frefred kann sich nicht halten, er erwiedert:

»Es ist merkwürdig! . . . Ihre Geschichte scheint . . . wo hat denn die schöne Blumenhändlerin ihren Platz?«

»Ganz in der Nähe, auf dem Boulevard des Château-d'Eau . . . Sie kennen sie recht gut.«

»Wie? es ist also Violette?«

»Ja, es ist Violette.«

»Dann ist ja der junge Mann, der sich ihrer Gunst rühmt . . .«

»Ganz recht, es ist dieser Herr hier.«

Jéricourt glaubt sich nun in die Brust werfen und einen frechen Ton annehmen zu müssen.

»Mein Herr,« sagt er zu Roncherolle, »ich weiß mir Ihr abgeschmacktes, sinnloses Geschwätz nicht recht zu erklären; aber noch unbegreiflicher ist mir, daß sich ein Mann von Ihrem Alter zum Ritter der Blumenmädchen macht . . .«

»Ein Mann von meinem Alter,« erwiedert Roncherolle, »kennt die Welt genug, um das Falsche von dem Wahren zu unterscheiden. Wenn man ein von Gecken schändlich verleumdetes Frauenzimmer rächen kann, thut das Alter nichts zur Sache, und ich hoffe es Ihnen zu beweisen.«

»In der That, ich bin sehr gütig, daß ich Ihnen antworte,« erwiedert Jéricourt, indem er sich zurücklehnt und auf seinem Sessel schaukelt. »Gehen Sie Ihrer Wege, und lassen Sie mich in Ruhe!«

»Ich werde schon gehen, wenn es mir gefällig ist, aber ich hoffe Sie mitzunehmen.«

»Das wäre zu spaßhaft!« höhnt der Vaudevillefabrikant. »Es steht Ihnen frei, mein lieber Herr, sich zu erzürnen; aber um ein Blumenmädchen schlage ich mich nicht.«

»Werden Sie sich nun schlagen?« erwiedert Roncherolle, der inzwischen aufgestanden ist und Jéricourt mit dem Handschuh ins Gesicht schlägt.

Jéricourt springt auf; er wird leichenblaß und scheint

auf Roncherolle losstürzen zu wollen; aber dieser bleibt in ruhiger, gelassener Haltung und hält seinem Gegner, um ihn in gemessener Entfernung zu halten, die Spitze einer Gabel entgegen; Jéricourt begnügt sich daher mit der Drohung:

»Diese Beleidigung soll Ihnen theuer zu stehen kommen!«

»Das wird sich finden,« versetzt Roncherolle, »und ich denke, wir thun die Sache morgen Früh ab.«

»Ja wohl, morgen Früh um neun Uhr erwarte ich Sie im Boulognerwäldchen, an der Porte Saint-Mandé.«

»Ich werde mich pünktlich einfinden.«

»Saint-Arthur, Sie waren bei der Beleidigung anwesend, Sie werden mein Zeuge seyn.«

»Ich . . . Zeuge! aber ich weiß nicht, ob ich . . .«

»Haben Sie die Güte, zwei Zeugen zu nehmen,« sagt Roncherolle; »ich werde ebenfalls zwei mitbringen.«

»Auf morgen also . . . Saint-Arthur, ich erwarte Sie morgen Früh vor acht Uhr in meiner Wohnung.«

Jéricourt nimmt seinen Hut und entfernt sich wie ein Rasender, ohne Jemand zu grüßen.

Die Schauspielerin lachte nicht mehr, sie war ganz erschrocken. Alfred wurde abwechselnd weiß, roth und gelb, und schien sehr weinerlich gestimmt.

»Meine lieben Freunde,« sagte Roncherolle, indem er sich wieder an den Tisch setzte, »es thut mir sehr leid, daß ich unser Diner in dieser Weise beendet habe; aber ich konnte nicht anders, ich hatte schon lange eine Gelegenheit erwartet, diesen Jéricourt zu züchtigen.«

»Sie wissen also gewiß,« erwiedert Zizi, »daß das schöne Blumenmädchen verleumdet worden ist?«

»Ja, ich bin meiner Sache vollkommen gewiß. Dieser Zweikampf wird ohnehin ein Gottesurtheil seyn. Lassen Sie uns auf den Sieg der Wahrheit trinken!«

»Ich habe keinen Durst mehr,« stammelte Saint-Arthur. »Ich werde gezwungen, Zeuge bei einem Duell zu seyn . . . das macht mir durchaus kein Vergnügen, denn . . . sind Ihre Zeugen boshaft, händelsüchtig?«

»Nicht im mindesten. Ich bringe zwei blutjunge Leute mit, Sie haben nichts zu fürchten, Sie haben gar nichts zu thun, als zuzusehen, denn von einer Ausgleichung mit meinem Gegner kann keine Rede seyn.«

»Nun, wenn ich nichts zu thun habe, als zuzusehen, will ich schon kommen.«

»Ach! ich wollte, es wäre schon morgen Mittag,« seufzte Zizi. »Jetzt adieu, wir wollen gehen; die Lust zu Späßen und Thorheiten ist mir vergangen. Ich bin nur ein nichtsnutziges Ding, Herr von Roncherolle, aber ich werde für Sie beten . . . und wer weiß? vielleicht erhört mich der liebe Gott.«

Roncherolle verläßt sogleich das Gasthaus und geht auf dem Boulevard-du-Temple vor den Theatern auf und ab, er weiß, daß Chicotin gemeiniglich an diesem Orte zu treffen ist, um eine Contremarke zu erhaschen, die er aber nicht verkauft, sondern zur Befriedigung seiner Theaterlust verwendet. Roncherolle ist wirklich kaum zehn Minuten auf dem Boulevard gewesen, als er den Commissionär bemerkt.

»Siehe da, meine alte Excellenz!« sagt Chicotin.

»Sind Sie im Theater? Wenn Sie nicht wieder hineingehen, so schenken Sie mir Ihre Contremarke.«

»Nein, lieber Chicotin, ich bin nicht im Theater; aber höre mich an, ich habe Dir etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ich brauche Dich morgen Früh, Du mußt spätestens um acht Uhr bei mir seyn.«

»Gut, ich werde pünktlich erscheinen . . . Ist das Alles?«

»Nein, ich brauche auch deinen Freund Georget, den Bräutigam der lieben kleinen Violette, und wünsche, daß Du ihn mitbringst.«

»Warum denn?«

»Das werde ich Euch Beiden morgen Früh sagen. Einstweilen gib deinem Freunde zu verstehen, daß es sich um sein und Violettens künftiges Glück handelt.«

»O, dann wird er gewiß kommen!«

»Aber Ihr dürfet Niemanden etwas davon sagen, auch Violetten nicht, es ist ein Geheimniß.«

»Wir werden schon schweigen.«

»Wirst Du Georget diesen Abend gewiß noch sehen?«

»O ja, er ist immer zu Hause, wenn er nicht mit seiner Braut ausgeht . . . nach Hause muß er doch kommen und ich warte.«

»Gut; ist er noch bei Herrn Malberg?«

»Ja, er schläft in seiner eigenen Wohnung.«

»Er darf Herrn Malberg kein Wort davon sagen!«

»Fürchten Sie nichts; er wird ihn auch wohl nicht sehen, bevor er zu Ihnen geht.«

»Morgen Früh also erwarte ich Euch Beide.«

»Wir werden gewiß kommen.«

»Vergiß nicht, einen Fiaker mitzubringen.«

»Gut, ich bringe einen Fiaker.«

Am andern Morgen um halb acht Uhr war Roncherolle aufgestanden, und putzte ein Paar Pistolen, die er trotz seiner Noth immer behalten hatte.

Einige Minuten vor acht geht die Thür leise auf und Chicotin erscheint mit Georget. Dieser trug keine Blouse mehr, sondern einen kurzen Paletot und eine elegante Kappe von blauem Tuch; er hielt sich sehr gerade und sein neuer Anzug stand dem hübschen schlanken Jungen überaus gut.

Roncherolle kann sich nicht enthalten, das schöne, blühende Gesicht und den feinen Wuchs Georgets zu bewundern, und reicht ihm zutraulich die Hand, die der junge Mensch mit höflichem Anstand nimmt.

»Da sind wir, gnädiger Herr,« sagt Chicotin; »wir haben Sie hoffentlich nicht warten lassen; hier ist Georget, und der Fiaker hält vor der Thür.«

»Gut, lieber Chicotin; Herr Georget, ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet. Wenn Sie erfahren, um was es sich handelt, werden Sie es gewiß nicht bereuen.«

»Es wird mich sehr freuen, wenn ich Ihnen nützlich seyn kann,« erwiedert Georget. »Ich kenne Sie schon durch Violette, der Sie in ihrer Krankheit so viele Freundschaft erwiesen haben und Chicotin hat mir gesagt . . .«

»Ich habe gesagt, daß es sich heute wieder um Violette handle, und daß wir jetzt Alles erfahren werden . . .«

»Du bist sehr neugierig,« unterbricht ihn Roncherolle, »jetzt müssen wir geschwind fort, und uns wohl in Acht nehmen, daß wir meiner kleinen Nachbarin nicht auf der Treppe

begegnen; denn sie würde uns mit Fragen bestürmen, die wir in diesem Augenblicke nicht beantworten könnten.«

»O, es ist erst acht Uhr; es friert, und im Winter geht Violette nicht so früh aus.«

»Fort also! Kommt, Kinder.«

Roncherolle nimmt sein Pistolenkästchen. Chicotin weiß nicht was er davon denken soll. Georget geht voran, und winkt dann den beiden Andern, daß sie ihm folgen können. Alle Drei sind bald unten; die Thür wird von Azor bewacht, der nur bellt, wenn Jemand ins Haus kommt, aber nie, wenn die Leute fortgehen.

Roncherolle steigt in den Wagen und läßt auch Georget und Chicotin einsteigen, obgleich dieser versichert, er würde ebenso gut hinten aufsteigen können.

»Die Straße nach Vincennes, zur Porte Saint-Mandé!« ruft er dem Kutscher zu.

»Schau! wir fahren aufs Land,« sagt Chicotin verwundert; »wir werden nicht viel Schatten finden.«

»Jetzt kann ich Euch sagen, Freunde, warum ich Euch mitgenommen habe,« sagt Roncherolle; »ihr müßt meine Zeugen seyn, denn ich habe ein Duell und werde mich heute schießen.«

»Wie! Sie wollen sich schießen?« fragt Georget ganz betroffen.

»Ja, lieber Freund; würden Sie sich geweigert haben mich zu begleiten, wenn ichs Ihnen vorher gesagt hätte?«

»O nein, im Gegentheil, ich würde Sie gebeten haben mich mitzunehmen.«

»Das wußte ich wohl!«

»Ich auch, alter Herr; ich bin für mein Leben gern

wo es etwas zu raufen gibt . . . aber womit sollen wir uns denn schlagen? Wir haben keine Waffen . . . Nun, wenn's seyn muß, schlage ich auch mit der Faust darein.«

»Nein, Chicotin, Ihr braucht weder eure Fäuste noch andere Waffen; Ihr seyd meine Zeugen und habt durchaus nicht nöthig Euch zu schlagen.«

»Aber was sollen wir denn machen? Wozu brauchen Sie uns?«

»Zur Ermittlung der Unschuld eines Mädchens, dessen Rächer ich zu werden hoffe. Ich schlage mich mit Jéricourt.«

»Mit Jéricourt!« erwiedert Georget; »mit dem Schurken, der Violette in eine Falle gelockt und so schändlich verleumdet hat!«

»Ja; findet Ihr, daß ich Unrecht habe?«

»Ach! welch ein Glück! Diesen Jéricourt habe ich schon lange gesucht, ohne ihn finden zu können . . . Aber Sie sollen sich nicht schlagen, gnädiger Herr, sondern ich, denn mich hat er am empfindlichsten beleidigt, mir hat er am meisten weh gethan, denn das Mädchen, das er entehren wollte, ist meine Braut . . . Sie sehen also, daß ich mich mit ihm schlagen muß.«

»Lieber Georget, ich wußte wohl, daß Sie mir so antworten würden, ich war darauf gefaßt, aber beruhigen Sie sich und hören Sie mich an . . . Ich war gestern mit diesem Herrn in Gesellschaft, ich hatte schon lange eine Gelegenheit gesucht, ihm beizukommen. Ich sagte ihm meine Meinung über sein Benehmen gegen Violette; er sollte mir Rede stehen für seine schändlichen Verleumdungen, er weigerte sich; da schlug ich ihn ins Gesicht. Das Duell wurde nun sogleich

auf heute festgesetzt. Jetzt hat er das Recht, von mir Genugthuung zu fordern für die Beschimpfung, die ich ihm angethan; ich würde als eine feige Memme da stehen, wenn ich mich nicht schlagen wollte, wenn ich ihm einen Stellvertreter schickte; in solchem Rufe aber stand ich noch nie, und mag ihn auch jetzt nicht verdienen. Alles was ich thun kann, lieber Herr Georget, ist, daß ich Ihnen erlaube, den Kampf mit meinem Gegner wieder anzufangen, falls ich unterliege. Mein Entschluß steht fest, also kein Wort weiter, es wäre vergebens . . . doch wir sind zur Stelle.«

Der Wagen hält am Eingange in das Wäldchen. Roncherolle steigt mit den beiden jungen Leuten aus. Chicotin trägt das Pistolenkästchen. Sie sehen sich nach allen Seiten um, es ist noch Niemand da.«

»Sollte er nicht kommen?« sagt Georget, ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

»Sollte er das Kanonenfieber haben?« setzt Chicotin hinzu.

»Es ist noch keine Zeit verloren,« entgegnete Roncherolle; »seine Zeugen lassen vielleicht auf sich warten . . . Aber ich bemerke in der Ferne einen Wagen; ich wette, daß es mein Gegner mit seinen Zeugen ist.«

Der Wagen hält an und bald sieht man Jéricourt, Saint-Arthur und den kleinen Astianax aussteigen.

»Sapperlot! seine Zeugen sind nicht groß!« sagt Chicotin; »ich kenne sie . . . aus den Beiden könnte man einen stattlichen Mann machen. Ich würde ein halbes Dutzend solcher Knirpse zum Frühstück verspeisen, ohne Magendrücken zu bekommen!«

Roncherolle bringt den ungeschlachten Chicotin mit

einem Blicke zum Schweigen. Jéricourt tritt mit seinen beiden Zeugen vor. Saint-Arthur sieht aus, als ob er Leibschmerzen hätte und der kleine Astianax nimmt beide Seiten des Wäldchens zugleich in Augenschein.

»Was ist das?« sagt Jéricourt, als er Chicotin erkennt, während ihm Georget wüthende Blicke zuwirft. »Wie! Herr von Roncherolle nimmt einen Commissionär zum Zeugen! Ich hätte geglaubt, er würde etwas Besseres finden. Sie sehen, meine Herren, welche Ehre man Ihnen erweist und mit wem man Sie in Verbindung bringt.«

»Was sagt er?« ruft Chicotin, seine Aermel aufschlagend. »Ich werde den Zierbengel sammt seinen Zeugen fricassiren, wenn er anzüglich wird!«

»Schweigen Sie!« sagt Roncherolle ernst; dann wendet er sich zu den beiden Zeugen seines Gegners: »Meine Herren, ich habe diesen jungen Mann mitgebracht, weil er der Verlobte des Mädchens ist, dessen Ehre Herr Jéricourt vernichten wollte; Herr Georget ist mehr als jeder Andere berechtigt, hier zu seyn, denn die Ehre seiner Braut ist ja die Ursache dieses Kampfes. Mein zweiter Zeuge ist freilich nur ein Commissionär; aber dieser brave Mensch hat Violette gerettet, als sie sich in ihrer Verzweiflung über die Verachtung, die man ihr in Folge der schändlichen Verleumdungen bezeigte, ins Wasser stürzen wollte. Glauben Sie, meine Herren, daß er nicht das Recht habe, Zeuge eines Kampfes zu seyn, der die Ehre der Geretteten wieder herstellen soll? Wer von Ihnen behauptet das Gegentheil? wer von Ihnen schämt sich, solchen Zeugen gegenüber zu stehen?«

Saint-Arthur und Astianax verneigen sich tief, ohne zu antworten.

*

»Gut, die Sache ist in der Ordnung,« setzt Roncherolle hinzu. »Jetzt hat mein Gegner die Wahl der Waffen.«

»Er wählt Pistolen,« sagt Astianax.

»Gut . . . ich habe Pistolen mitgebracht.«

»Wir auch.«

»Wir nehmen die Ihrigen, wenn Sie wollen, es ist mir gleich. Mein Gegner hat auch den ersten Schuß . . . Sie sehen, daß kein Hinderniß da ist. Zur Sache also! Gehen Sie einige hundert Schritte weiter in den Wald und wählen Sie eine passende Stelle.«

Die beiden Gegner mit ihren Zeugen gehen weiter in den Wald bis zu einer lichten Stelle, die zum Kampf geeignet scheint.

Astianax, der inzwischen mit Jéricourt gesprochen hat, tritt auf Roncherolle zu und fragt: »Fünfzehn Schritte, ist es Ihnen recht?«

»Gemeiniglich pflegen es die Zeugen unter einander abzuthun; aber es ist mir recht. Messen Sie die Entfernung ab; ich stelle mich an meinen Platz.«

Astianax zählt die Schritte, während sich Saint-Arthur an einen sehr entfernten Baum lehnt. Georget und Chicotin sind kaum durch Roncherolle's ernst verweisende Blicke zurückzuhalten.

Astianax reicht jedem der beiden Gegner eine Pistole, tritt auf die Seite und sagt: »Sie sind geladen; ich hoffe, daß ich jetzt nichts mehr zu thun habe.«

»Sie haben den ersten Schuß,« sagt Roncherolle zu seinem Gegner.

Jéricourt zielt lange, dann schießt er; die Kugel streift

die rechte Seite seines Gegners. Roncherolle wankt ein wenig; Georget will auf ihn zueilen, aber der Alte gibt ihm einen Wink, nicht von der Stelle zu gehen.

»Es ist nicht schlecht geschossen,« sagt er, sich wieder zurechtstellend, »aber noch nicht auf den rechten Fleck getroffen.«

Gleich darauf schießt er, und Jéricourt fällt.

Die vier Zeugen eilen sogleich herbei. Der Verwundete, dem schon das Blut aus dem Munde strömt, sagt mit matter Stimme zu Georget:

»Ich hatte gelogen ... sie ist unschuldig ... sagen Sie ihr, daß ich's gestanden, daß ich ...«

Der Unglückliche schließt die Augen und kann nicht mehr sagen. Chicotin hebt ihn auf und trägt ihn bis an den Wagen, in welchen auch Astianax steigt. Saint-Arthur ist verschwunden und nirgends zu finden.

Georget eilt wieder zu Roncherolle und ruft ihm zu: »Er hat gestanden! ... er hat anerkannt, daß er Violette verleumdet! Die andern Herren haben's auch gehört!«

»Es ist gut, lieber Freund, das wollte ich ... Jetzt müssen Sie mir den Arm geben und mich zu unserem Wagen führen ...«

»Was, Sie sind auch verwundet?«

»Ein kleiner Streifschuß, der nichts zu bedeuten hat, aber die Wunde hindert mich am Gehen ... Ich will mich auf Sie stützen ...«

»O, so viel Sie wollen, lieber Herr! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig! Und wenn Violette erfährt ...«

»Ich wußte wohl, daß sie es verdient, in Schutz ge-

nommen zu werden. Aber es freut mich, daß ich Ihnen diese Mühe erspart habe . . . Ich habe ja ohnedies genug Thorheiten in meinem Leben begangen, es kommt daher auf einen dummen Streich mehr oder weniger nicht an.«

Chicotin kommt an den Wagen, als Roncherolle und Georget eben eingestiegen sind. Der junge Commissionär sieht ganz bestürzt aus und stammelt:

»Es ist doch keine Kleinigkeit . . . ein junger Mann, der eben noch frisch und gesund war . . .«

»Nun, wie steht's mit Jéricourt?« fragt Roncherolle.

»Er ist mausetodt!«

XI.

Das gestickte Schnupftuch.

Während Violettens Verleumder von der Kugel ihres Ehrenretters getroffen wurde, erschien Pongo in dem Dachstübchen des schönen Blumenmädchens, das ganz erstaunt über den frühen Besuch war, aber sich noch mehr wunderte, als der Mulatte sagte:

»Mein Herr läßt Mamsell Violette bitten, zu ihm zu kommen; aber Sie sollen sich recht schön machen, das ist die Hauptsache . . . und einen großen Blumenstrauß mitbringen.«

Violette antwortete, daß sie sich beeilen werde dem Befehl ihres Gönners Folge zu leisten; aber während sie ihr schönstes Kleid und ihr niedlichstes Häubchen aus dem Kasten nahm, dachte sie: Herr Malberg will mich gewiß irgend wohin schicken, denn zu einem Besuch bei ihm würde er keinen außerordentlichen Putz verlangen. Wahrscheinlich soll ich den Strauß zu der Baronin von Grangeville tragen. Das freut mich, denn die Dame gefällt mir sehr, und ich habe ihr lange keine Blumen gebracht.«

Als der Graf das reizende, anmuthige Mädchen in der einfachen, aber eleganten Toilette erscheinen sieht, kann er einen Seufzer nicht unterdrücken. »Wie glücklich wäre ich gewesen,« denkt er, »wenn ich sie hätte Tochter nennen können!«

»Da bin ich, gnädiger Herr,« sagt Violette; »ich habe gethan was mir Ihr Diener in Ihrem Namen befohlen . . . bin ich so recht?«

»Ja wohl, mein Kind . . . ich zweifle nicht, daß Sie auch der Baronin von Grangeville gefallen werden.«

»Ich soll also zu der Frau Baronin gehen? Ich dachte es wohl.«

»Gehen Sie gern zu ihr?«

»O ja, recht gern.«

»Das freut mich. Hören Sie mich an, Violette; ich muß Ihnen jetzt sagen, daß die Baronin Ihre Mutter gekannt hat und von allen Sie betreffenden Umständen genau unterrichtet ist. Diese Dame wird Ihnen sagen, ob Ihre Mutter noch lebt, ob sie geneigt ist, Sie als Tochter anzuerkennen . . .«

»Ist es möglich!«

»Ja, und deshalb erzählen Sie ihr heute Alles, was Sie über Ihre Geburt wissen. Sie müssen vorgeben, daß Sie es erst seit kurzem erfahren haben, und ihr dieses Schnupftuch zeigen, das ich Ihnen heute zurückgebe, um Ihnen ein Mittel zu bieten, Ihre Eltern wiederzufinden.«

»Ach, gnädiger Herr, ich weiß mich nicht zu fassen! Der Gedanke, daß ich vielleicht meine Mutter bald sehen werde . . . warum haben Sie es der Dame nicht schon längst sagen lassen?«

»Weil sie erst näher mit Ihnen bekannt werden sollte, bevor ich ihr eine so wichtige Mittheilung machte.«

»Aber wenn die Dame, nachdem sie mich angehört und das Schnupftuch gesehen hat, nichts von meiner Mutter sagt . . .«

»Dann haben Sie keine Mutter mehr, armes Kind! ... dann dürfen Sie nicht mehr hoffen, sie wiederzufinden! Doch ich halte es nicht für möglich. Nein, man kann sich nicht länger von Ihnen abwenden, und Ihre Eltern werden sich glücklich schätzen, Sie aufzunehmen und Ihnen ihre Liebe zu schenken.«

»Darf ich der Dame heute sagen, daß Sie mich zu ihr schicken?«

»Nein, das dürfen Sie nicht; sie muß glauben, Herr von Merval schicke Sie ... Gehen Sie, Violette, und wenn es Ihnen möglich ist, so kommen Sie wieder und erzählen Sie mir das Resultat Ihres Besuches.«

»Wenn es mir möglich ist? Wer könnte mir denn wehren, zu Ihnen zu kommen? Ich gehe, aber Sie werden mich bald wieder sehen.«

Violette nimmt ihren Blumenstrauß und begibt sich zu der Dame, die, wie man ihr gesagt, ihre Mutter kennt und sie ihr zuführen kann; tausend verworrene Gedanken, tausend Hoffnungen durchkreuzen sich in ihrer Phantasie. Endlich kommt sie an die Thür; sie zieht mit zitternder Hand die Glocke und fragt die Kammerjungfer Lisida, ob sie die Frau Baronin sprechen kann.

»Ich glaube wohl,« erwiedert die Kammerjungfer; »Madame war gestern auf einem Ball, aber sie ist nicht sehr spät nach Hause gekommen; es ist bald Mittag und sie ist eben aufgestanden; ich will Sie und Ihren Blumenstrauß melden.«

Nach einigen Minuten wird Violette in das Schlafzimmer geführt. Die Baronin saß vor dem Spiegel und legte die letzte Hand an ihren Morgenanzug.

»Ah, guten Morgen, liebe Kleine,« sagt sie lächelnd. »Sie sind sehr lange nicht hier gewesen . . . Herr von Merval scheint nicht mehr so galant gegen mich zu seyn.«

»Ich weiß es nicht, Madame.«

»Lassen Sie Ihren Blumenstrauß sehen . . . er ist recht hübsch, aber auf dem gestrigen Balle habe ich doch schönere gesehen . . . Setzen Sie sich, Kleine, wir wollen ein Weilchen plaudern. Sie sind ja heute sehr geputzt. Wohin gehen Sie denn?«

»Ich gehe nur hierher, Madame.«

»So? um meinetwillen haben Sie sich so geputzt? Sie sind wirklich allerliebst. Sagen Sie, wie steht mir diese Haube? Ich sehe etwas angegriffen aus, nicht wahr? Ich mußte durchaus tanzen . . . Aber was fehlt Ihnen denn, Kleine? Sie scheinen zerstreut . . .«

»Ach, Madame, ich . . .«

»Sagen Sie, was fehlt Ihnen?«

»Seitdem ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie zu sesehen, habe ich Mancherlei erfahren . . . über meine Geburt, meine Familie . . .«

»Ueber Ihre Familie? Sie sagten mir aber, daß Sie ein verlassenes Kind sind . . .«

»Ja, Madame; aber Jemand, der meine Amme gekannt hat, hat mir Mittheilungen gemacht, die sehr wichtig sind, denn man sagt, es sey mir jetzt möglich, meine Eltern wiederzufinden.«

»Wirklich! . . . ich will ein blaues Band statt eines rosenfarbenen aufstecken, das wird sich besser ausnehmen . . . sind Sie denn nicht hier zu Paris im Findelhause ausgesetzt worden?«

»Nein, Madame, ich bin zwar in Paris geboren, aber man hatte mich einer Amme anvertraut, die aus der Picardie war und mich sogleich mit in ihre Heimat nahm.«

Die Baronin von Grangeville läßt plötzlich ihre Haube ruhen und sagt zu ihrer Kammerjungfer, die im Zimmer aufräumt:

»Laß uns allein, Lisida. — Sie sagten also: Ihre Amme habe in der Picardie gewohnt?«

»Ja, Madame.«

»Wie hieß sie?«

»Margarethe Thomasseau.«

»Margarethe? Wissen Sie gewiß, daß sie Margarethe hieß?«

»Ja, Madame.«

»Und welchen Namen haben Sie von Ihren Eltern erhalten?«

»Der Herr, der mich meiner Amme übergab — sie weiß nicht ob er mein Vater war, aber sie vermuthet es — hatte ihr gesagt, mein Name sey Eveline Paulowski.«

Die Baronin fährt vom Sessel auf, aber statt sich dem Blumenmädchen zu nähern, weicht sie zurück, als ob sie sich fürchtete. Violette erwartet mit ängstlicher Spannung was ihr die Dame sagen wird; aber die Letztere sieht schweigend vor sich nieder und scheint in Gedanken versunken.

Violette faßt endlich Muth und fährt fort: »Dies ist noch nicht Alles, Madame. Man hatte keine Ausstattung, wie sie für ein kleines Kind paßt, bei der Hand, und gab meiner Amme in der Eile einige Kleidungsstücke, unter denen sich auch ein Schnupftuch von meiner Mutter befand . . .«

»So! das hat man gesagt?«

»Ja, der Herr hat's gesagt, indem er es meiner Amme mit den übrigen Sachen gab. Die gute Frau hat es sorgfältig aufbewahrt, denn sie hoffte, es könne mir einst von Nutzen seyn, um meine Mutter wiederzufinden . . .«

»Und das Schnupftuch . . .?«

»Ich habe es heute bekommen, hier ist es . . . wollen Sie es sehen, Madame?«

Violette reichte der Dame mit zitternder Hand das Tuch, denn eine geheime Stimme sagte ihr, daß sie vor ihrer Mutter stehe. Die Baronin nimmt das Tuch und betrachtet es; sie erkennt es auf den ersten Blick. Aber sie hatte schon vorher die Ueberzeugung gewonnen, daß Violette ihre Tochter sey, und sie sann im Stillen nach, ob sie sich ihr zu erkennen geben sollte. Nach einigen Minuten des Besinnens hielt sie es nicht für angemessen, ein Blumenmädchen, das ihr nur zur Last seyn und sie compromittiren würde, als ihre Tochter anzuerkennen. Sollte man es glauben: die Eitelkeit sprach hier lauter als das Muttergefühl! Die Anwesenheit einer erwachsenen Tochter mußte die Mutter, die ihr Alter auf fünfunddreißig Jahre angab, nothwendig Lügen strafen.

Violette, die wartete und hoffte, deren Herz ungestüm pochte, seitdem die Baronin das Schnupftuch in der Hand hielt, sagte endlich:

»Nun, Madame . . . dieses Schnupftuch . . .«

»Es ist sehr schön . . . sehr hübsch gestickt.«

Bei diesen Worten reicht ihr die Dame das Tuch. Violette kann sich nicht entschließen, es zurückzunehmen; sie stammelt:

»Madame, haben Sie mir nichts mehr zu sagen?«

»Ich? Was sollte ich Ihnen denn zu sagen haben?«

»Verzeihen Sie, Madame . . . man hatte mir Hoffnung gemacht, Sie würden mir behilflich seyn, meine Mutter wiederzufinden und . . .«

»Man hat Ihnen Unsinn gesagt,« antwortet die Baronin mit sehr trockenem Tone, »und Sie können antworten, daß die Leute geträumt haben. Hier, nehmen Sie Ihr Schnupftuch zurück, ich weiß nicht was ich damit machen soll . . . Lisida! Lisida! kleide mich an, ich will ausgehen.«

Violette sieht ein, daß man ihr die Thür weist; sie steht mit schwerem Herzen auf, steckt das Schnupftuch in den Busen, verneigt sich gegen die Baronin und sagt schluchzend:

»Leben Sie wohl, Madame . . . Verzeihen Sie, daß ich bei Ihnen weine; aber ich hoffte meine Mutter hier zu finden.«

»Adieu, Mademoiselle. Denken Sie nicht mehr daran, setzen Sie sich nichts in den Kopf . . . und wenn Sie Herrn von Merval sehen, sagen Sie ihm, daß er sich irrt . . . sehr irrt.«

Violette entfernt sich weinend, und in diesem Zustande kommt sie zu dem Grafen von Brévanne, dem Sie ihre Unterredung mit der Baronin erzählt.

Der Graf ist tief bewegt, er schließt sie in seine Arme und erwiedert: »Arme Kleine! das gefühllose Geschöpf, das Dir das Leben gegeben, ist deiner Liebe, deiner Zärtlichkeit nicht würdig. Aber tröste Dich; Du hast deine Mutter nicht gefunden, aber ich will Dir deine Eltern ersetzen; ich werde Dich nicht verlassen!«

Während der Graf die arme Violette zu trösten suchte, wird die Thür heftig aufgerissen und Georget erscheint ganz erhitzt und athemlos, aber mit freudestrahlenden Augen.

»Sie ist hier ... nicht wahr, gnädiger Herr?« ruft er, ohne den Grafen zu begrüßen. »Freue Dich, Violette! Niemand kann jetzt mehr an deiner Unschuld zweifeln: Herr von Roncherolle hat sich mit Jéricourt geschossen ... ich wollte statt seiner den Buben züchtigen, aber er gab es nicht zu ... ich lief auf den Boulevard, um Dir's zu sagen ... wir waren Zeugen ...«

Georget kann nicht mehr sprechen, der Graf nöthigt ihn zum Sitzen. Als er sich etwas erholt hat, erzählt er das Duell mit allen Nebenumständen. Violette hört ihm tief bewegt zu, die Aufopferung Roncherolle's entlockt ihr Thränen. Der Graf, der ebenfalls mit lebhafter Theilnahme zugehört hat, sagt zu ihr:

»Sie sehen, liebes Kind, der Himmel schickt Ihnen schon einen großen Trost. Ihre Unschuld ist klar erwiesen; es ist allerdings traurig, daß ein Mensch die Verleumdung, die er ausgestreut, mit dem Leben bezahlen mußte, aber Sie haben dieses Unglück nicht zu verantworten. Das Benehmen des Herrn von Roncherolle verdient alles Lob und Sie sind ihm vielen Dank schuldig; ich versichere Sie, daß er bald dafür belohnt werden wird ... Aber Sie haben nicht gesagt, Georget, ob er auch verwundet ist.«

»Ja, die Kugel ist ihm in die rechte Seite gedrungen. Er sagt, es habe nichts zu bedeuten; aber wir haben ihn doch ins Bett gebracht, und Chicotin holt einen Arzt.«

»Ich will zu ihn gehen und seine Wärterin seyn,« sagt Violette.

»Gehen Sie, mein Kind, pflegen Sie ihn, es ist Ihre Pflicht und gewiß auch eine Freude für Ihr Herz.«

Als Roncherolle seine holde Nachbarin in sein Zimmer

kommen sieht, richtet er sich im Bett auf und reicht ihr lächelnd die Hand.

»Ich wußte wohl,« sagt er, »daß Ihnen die beiden Schwätzer die Geschichte brühwarm erzählen würden. Nun ja, wir haben uns für Sie geschossen, mein Kind . . . morbleu! Sie sind's auch werth. Der Kleine wollte an meine Stelle treten; er hat das Herz auf dem rechten Fleck, der brave Junge . . . aber er ist noch zu jung, und es war weit besser, daß die Sache so kam.«

»Ach! Herr von Roncherolle, wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken . . .«

»Nichts von Dank! Die Freundschaft lasse ich mir gefallen.«

»Wollen Sie erlauben, daß ich Sie küsse?«

»Ob ich es erlaube! . . . ich getraute mich nicht, Sie darum zu bitten, mein Kind, aber ich nehme es vom Herzen gern an.«

Roncherolle schließt das holde Mädchen, dessen Ehre er gerettet, in seine Arme. Violettens Augen füllen sich mit Thränen, aber dieses Mal ist es eine sanfte Rührung, die sie fließen macht.

Chicotin bringt einen Arzt, der die Wunde untersucht und unbedingte Ruhe verordnet. Aber Abends fühlt der Verwundete wieder heftige Gichtschmerzen.

»Der Doctor hat nichts zu fürchten,« sagt er seufzend, »ich werde eine Zeit lang still liegen.«

»Ich werde Ihnen Gesellschaft leisten,« erwiedert Violette; »ich werde Sie nicht verlassen, bis Sie geheilt sind.«

»Damit bin ich nicht einverstanden, liebe kleine Nach-

Nachbarin,« entgegnet Roncherolle; »Sie verkaufen Ihre Blumen wie gewöhnlich, und kommen Abends zu mir . . .«

»Es thut mir sehr leid, Herr Nachbar; aber Sie haben mich nicht um Erlaubniß gefragt, als Sie sich schießen wollten, ich werde nun auch ohne Ihre Erlaubniß die Wärterin seyn.«

Georget hat den Verwundeten auch gebeten, ihn besuchen zu dürfen, und Roncherolle hat mit einem herzlichen Händedruck erwiedert:

»So oft Sie können, lieber junger Freund; ein klein wenig von Ihrer Zeit schenken Sie mir, und das übrige diesem holden Mädchen, dem Ihre Gesellschaft nicht unangenehm seyn wird.«

Am andern Morgen erkuudigt sich der Graf von Brévanne in aller Frühe nach dem Befinden des Verwundeten und läßt Violette durch die Mama Lamort benachrichtigen, daß Jemand sie zu sprechen wünsche.

Violette kommt sogleich herunter. »Sie hätten zu meinem armen Patienten kommen können, gnädiger Herr,« sagt sie; »denn jetzt schläft er, und da er in der Nacht fast gar nicht geruht hat, so hoffe ich, daß er lange schlafen wird.«

»Ich glaubte, seine Wunde sey unbedeutend.«

»Ja, man glaubte es anfangs, aber ein Gichtanfall, der dazugekommen ist, hat seinen Zustand verschlimmert.«

»Hier, mein Kind, nehmen Sie diesen Brief, der ihn hoffentlich erleichtern wird; übergeben Sie ihn dem Kranken, wenn er ruhiger ist und Sie allein mit ihm sind.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr . . . soll ich sagen, daß der Brief von Ihnen ist?«

»Ja, ja . . . jetzt können Sie ganz offen reden. Auf Wiedersehen, mein Kind; ich hoffe, daß Ihr . . . Ihr Nachbar wieder gesund wird, wenn er diesen Brief liest, denn es steht eine gute Nachricht darin.«

Der Graf entfernt sich. Violette steckt den Brief, den er ihr übergeben, sorgfältig in den Busen und geht wieder zu dem Kranken.

Gegen Mittag fühlt sich Roncherolle leichter und ruhiger. »Sie sind allein, liebes Kind?« sagt er lächelnd und reicht seiner holden Wärterin die Hand; »unsere jungen Leute sind also fort?«

»Ja, sie sind an ihre Arbeit gegangen; aber ich sehe es gar nicht ungern, denn Sie scheinen sich jetzt wohl zu fühlen, und ich habe Ihnen etwas zu sagen . . . oder vielmehr etwas zu übergeben.«

»Mir etwas zu übergeben? . . . ohne daß die Beiden etwas davon wissen?«

»Ja, es ist ein Brief, und da man mir gesagt hat, er werde Ihnen Freude machen und vielleicht zu Ihrer Genesung beitragen, so habe ich getrachtet, mit Ihnen allein zu seyn, um Ihnen das Schreiben zu übergeben.«

»Ein Brief, der mir Freude machen soll? Von wem haben Sie ihn bekommen, liebe Kleine?«

»Von Herrn Malberg.«

»Von . . . Herrn Malberg! von dem Gönner Georgets?«

»Ja, gnädiger Herr.«

Roncherolle ist so tief bewegt und sein Gesicht wird so blaß, daß Violette erschrickt.

»Was fehlt Ihnen denn?« fragt sie; »fühlen Sie sich schlimmer?«

»Nein . . . aber die Nachricht, die Sie mir bringen, überrascht mich so . . . Kennen Sie denn Herrn Malberg?«

»O ja . . . er ist ein sehr guter Herr; er hat Georget und dessen Mutter zu sich genommen; er nimmt gütigen Antheil an meinem Schicksal und hat sich alle Mühe gegeben, meine Eltern aufzufinden . . .«

»Ihre Eltern! . . . Aber geben Sie mir doch den Brief, mein Kind.«

»Hier ist er.«

Roncherolle nimmt den Brief mit zitternder Hand und erbricht das Siegel. Er erkennt sogleich die Handschrift des Mannes, der einst sein bester Freund war, und seine Augen lesen begierig folgende Zeilen:

»Sie haben sich schwer an mir versündigt. Aber Gott verzeiht dem reuigen Sünder, und ich will nicht unerbittlicher seyn, als der höchste Richter. Ich gebe Ihnen Ihre Tochter zurück; Sie haben für ihre Ehre das Leben eingesetzt, es mag nun vergessen werden, daß Sie dieses Kind verlassen hatten.

Der Graf von Brévanne.«

Tief und erschütternd war der Eindruck, den diese wenigen Zeilen auf den Kranken machten; als er gelesen hatte, sah er Violette mit so gefühlsinnigem zärtlichen Ausdruck an, daß sie ganz verlegen wird und stammelt:

»Was fehlt Ihnen denn? Dieser Brief sollte Ihnen ja Freude machen . . .«

»Ja, liebes Kind, er macht mich unaussprechlich glück-

lich, so glücklich, daß ich an mein Glück noch nicht glauben mag! Er spricht von meiner Tochter, die ich verloren, verlassen hatte, und deren Schicksal mir unbekannt war!«

»Sie hatten Ihre Tochter verlassen?«

»Ja . . . ach! ich mochte es Ihnen nicht gestehen; man will nicht gern erröthen vor denen, die uns Freundschaft erweisen . . . aber wissen Sie nichts von Ihren Eltern, Violette? Haben Sie kein Andenken von ihnen, woran man Sie wiedererkennen könnte?«

»Verzeihen Sie mir,« erwiedert Violette; »ich habe Ihnen bisher nichts gesagt, weil mir's Herr Malberg verboten hatte, aber heute sagte er zu mir: verschweigen Sie Herrn von Roncherolle nichts mehr, ich kann Ihnen daher Alles sagen . . .«

»O! reden Sie . . . reden Sie!«

»Man gab mir die Namen Evelina Paulowski, und bewahrte mir dieses Schnupftuch auf, das von meiner Mutter kommt . . . sehen Sie.«

»Genug! genug!« erwiedert Roncherolle, die Arme ausbreitend. »Liebes Kind, wenn Du deinem Vater verzeihst, daß er Dich verlassen . . . so komm in seine Arme!«

»Sie, mein Vater! Ach, mein Herz hat es längst geahnt!« sagt Violette und sinkt noch einmal in die Arme Roncherolle's, der sie zärtlich an sein Herz drückt.

Diese heftige Gemüthserschütterung bewirkt indeß sogleich eine neue Krise. Der Kranke möchte seiner Tochter tausend Dinge sagen, aber er hat nicht mehr die Kraft dazu. Violette muß ihn inständig bitten, sich zu beruhigen und wo möglich etwas zu schlummern.

Nach einer Weile fühlt sich Roncherolle ruhiger; er

winkt Violette zu sich und läßt sich von ihr erzählen, was sie von dem edlen Manne weiß, den sie immer noch Malberg nennt. Sie verschweigt ihrem Vater nichts, weder die Blumen, die sie der Baronin von Grangeville gebracht, noch die letzte Unterredung, die sie mit dieser Dame gehabt hat.

»Mein Gott!« sagt Roncherolle, zum Himmel aufblickend; »ist es möglich! sie hat ihr gesagt, daß sie ihre Mutter nicht kenne!«

Dann erzählt Violette ihrem Vater, daß Georgets Gönner ihn in seiner letzten Krankheit, als er mit bitterem Mangel zu kämpfen hatte, heimlich besucht habe, und setzt hinzu: »Tags darauf erhielten Sie den Brief mit dem Gelde; ich wette, daß er es Ihnen geschickt hat!«

»Das ist zu viel!« stammelt Roncherolle, dessen Augen sich mit Thränen füllen. »Er hat sich empfindlicher gerächt, als wenn er mich im Duell erschossen hätte, denn er läßt mich tief fühlen, welchen Freund ich verloren habe! . . . Wie schwer und folgenreich ist doch oft ein Vergehen, das die Menschen für geringfügig zu halten pflegen!«

Georget erscheint bald, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Der arme Junge ist ganz bestürzt, als er erfährt, daß seine Braut die Tochter Roncherolle's ist, denn er fürchtet diese Entdeckung könne seiner Verbindung mit Violette Hindernisse entgegenstellen; aber Roncherolle, der seine Gedanken erräth, reicht ihm die Hand und sagt:

»Lieber Freund, ich bin nicht berechtigt, Vorurtheile zu haben; ich habe ja meine Tochter nicht gehindert, Blumen zu verkaufen, ich kann sie auch nicht hindern, einen vormaligen Commissionär zu heirathen. Ihr liebt Euch, Kinder, und ich will eurem Glücke nicht hinderlich seyn.«

Chicotin kommt bald darauf, und als er alle diese Ereignisse erfährt, ergreift er einen Sessel und tanzt im Zimmer umher; um ihn zur Ruhe zu bringen, muß man ihn erinnern, daß er bei einem Kranken ist, dann läuft er fort, um seiner Herzensfreude auf dem Boulevard freien Lauf zu lassen.

Georget hat seinem Gönner Alles erzählt, was bei Roncherolle vorgegangen ist und wie er von Vater und Tochter gesegnet wird. Der Graf erwiedert lächelnd:

»Ja, ich glaube wirklich, daß man glücklicher ist, wenn man sich rächt wie ich.«

In den folgenden sechs Tagen befindet sich Roncherolle abwechselnd besser und schlechter, am siebenten erwacht er mit einem heftigen Fieber, seine Wunde schmerzt mehr als zuvor, und seine matte Stimme scheint anzudeuten, daß ihn die Kräfte verlassen. Aber er sucht seine Schmerzen zumal vor den Augen seiner Tochter zu verbergen. Gegen Mittag läßt er Violette an sein Bett kommen und sagt noch lächelnd zu ihr: »Liebes Kind, willst Du mir eine große Freude machen?«

»Was soll ich thun, Vater?«

»Gehe zu dem Grafen von Brévanne — denn so heißt eigentlich der Gönner Georgets — und sage ihm, wie dankbar ich ihm bin, daß er mir meine Tochter wiedergegeben hat, und wie tief ich das Unrecht bereue, das ich ihm gethan habe. Laß Dir von ihm selbst noch einmal sagen, daß er mir verzeiht . . .«

»Aber heute möchte ich Sie nicht verlassen, lieber Vater; Sie sind sehr matt und haben mehr Schmerzen . . .«

»Nein, nein, Du irrst Dich, meine Schmerzen sind nicht größer als sonst. Geh daher zu dem Grafen . . . mich dünkt, es wird mir große Linderung verschaffen.«

»Wenn das ist, so gehe ich, Vater . . . ich höre eben Chicotin kommen! ich will ihn bitten, bis zu meiner Rückkehr bei Dir zu bleiben.«

Violette rüstet sich sogleich zum Ausgehen und nimmt zärtlich Abschied von ihrem Vater. Roncherolle drückt sie lange an sein Herz; sie will fortgehen, er ruft sie zurück, um sie noch einmal zu küssen, er blickt ihr lächelnd nach, bis sie fort ist, dann sinkt er auf das Kissen zurück und sagt leise für sich: »Die liebe Kleine! . . . ich glaube, es ist gut, daß ich sie fortschicke.«

Vor dem Hause begegnet Violette ihrem Bäutigam, der sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen wollte. Er will sie zu dem Grafen begleiten, aber sie bittet ihn, sie allein gehen zu lassen und ihrem Vater Gesellschaft zu leisten; sie fürchtet, Chicotin wisse den Kranken nicht gehörig zu pflegen. Georget fügt sich den Wünschen Violettens und begibt sich zu Herrn von Roncherolle.

Violette findet den Grafen von Brévanne zu Hause, aber er bespricht sich mit Baumeistern und Geschäftsleuten über Arbeiten, die er in Paris ausführen läßt. Die Tochter Roncherolle's muß warten bis er seine Geschäfte abgethan, denn sie will nicht fortgehen, ohne den Grafen gesprochen zu haben. Endlich ist er allein und Violette kann ihm von neuem ihren Dank ausdrücken und den Auftrag ihres Vaters vollziehen.

Der Graf hört in ernster Stimmung an was ihm Roncherolle sagen läßt; endlich nimmt er Violettens Hand und erwiedert:

»Ja, liebes Kind, ich habe Ihrem Vater verziehen,

und er muß wissen, daß ich nie anders spreche als ich denke.«

»Ich will's ihm sagen,« erwiedert Violette, »ich hoffe, daß es ihm wohl thun wird, denn heute hat er mehr Schmerzen, obgleich er's nicht merken lassen will. Der Arzt schien heute Früh gar nicht zufrieden mit der Wunde.«

»Ich glaubte, die Wunde sey unbedeutend.«

»Ja, aber das anhaltende Fieber hat die Heilung verhindert.«

»Ich will Sie begleiten, mein Kind, um mich von dem Befinden Ihres Vaters zu überzeugen ... Vielleicht braucht er einen andern Arzt.«

»O, wie gütig sind Sie, gnädiger Herr! wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken? Ich glaube, mein Vater wird schnell wieder gesund werden, wenn Sie ihm sagen, was Sie mir jetzt gesagt haben.«

»Kommen Sie, mein Kind,« sagt der Graf, seinen Hut nehmend; »wir wollen zuerst sehen, wie er sich befindet.«

Der Weg war kurz; Violette und der Graf kommen bald in das Haus, wo der Kranke wohnt. Die Mama Lamort ist nicht in ihrem Stübchen, die beiden Ankommenden werden von dem Hunde bellend und heulend empfangen.

»Es ist sonderbar,« sagt Violette; »der Hund kennt mich; warum macht er solchen Lärm? Sein Gebell ist fast kläglich anzuhören ... Mein Gott! man sagt, das Winseln eines Hundes bedeute Unglück.«

Sie eilte die Treppe hinauf; der Graf sucht sie zu beruhigen. Aber im fünften Stocke bemerken sie Georget und Chicotin, die vor Roncherolle's Thür stehen. Violette will rasch

hineingehen; aber Georget hält sie zurück, indem er sie mit den Armen umschlingt, und sie bemerkt, daß seine Augen voll Thränen sind.

»O mein Gott! . . . mein Vater ist todt!« ruft Violette.

Georget und sein Freund schlagen traurig die Augen nieder. Violette sinkt in die Arme des Grafen und stammelt:

»Ich habe meinen Vater verloren . . . und ich habe ihn nur so kurze Zeit gekannt!«

»Fassen Sie Muth, armes Kind!« erwiedert der Graf; künftig werde ich seine Stelle vertreten!«

XII.

Schluß.

Nach dem Tode Roncherolle's nimmt der Graf von Brévanne Violette zu sich; er behandelt sie wie seine Tochter und läßt ihre und Georgets Ausbildung durch ausgezeichnete Lehrer vollenden. Violettens Schmerz wird durch anhaltende Thätigkeit, durch die Liebe Georgets und die Freundschaft des Grafen nach und nach in wehmüthige Erinnerung verwandelt. Zuweilen sagt sie zu ihrem Wohlthäter: »Ich soll also keine Blumen mehr verkaufen?«

»Nein, mein Kind,« antwortete der Graf lächelnd; »Sie sollen so viele Blumen haben und ziehen und pflücken, wie Sie wollen, aber Sie sollen nicht mehr nöthigh aben, welche zu verkaufen, denn ich habe Vermögen, und wenn Ihre Trauerzeit zu Ende ist, werde ich für Ihre und Georgets Ausstattung schon sorgen.«

Einige Wochen nach dem Tode Roncherolle's begegnet Merval der Baronin von Grangeville, die auf ihn zueilt und ihn anredet:

»Endlich sehe ich Sie, mein aufrichtiger, edelmüthiger Freund, und kann Ihnen meinen Dank ausdrücken für Ihre Güte. Thun Sie nicht mehr so geheimnißvoll, lieber Merval, ich weiß Alles. Ich habe Sie erkannt . . . und welcher andere Mann könnte sich auch wohl mit so viel Zartgefühl

gegen mich benehmen? Aber mit dem hübschen Blumenmädchen haben Sie sich geirrt; vermuthlich haben Sie sich durch eine flüchtige Aehnlichkeit täuschen lassen.«

Merval hat ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen, und als sie schweigt, erwiedert er ernst:

»Madame, es ist Zeit, daß Sie sich enttäuschen. Sie irren sich, ich verdiene Ihren Dank nicht. Das Geld, welches Sie von unbekannter Hand erhalten, kommt nicht von mir; aber ich ahne wohl, wer es Ihnen zusendet.«

»Wer denn? Ich bitte Sie, nennen Sie mir den edelmüthigen Freund.«

»Es ist kein Anderer, als der Graf von Brévanne.«

Die Baronin macht ein sonderbares Gesicht und beißt sich vor Aerger in die Lippen.

»Mein Mann?« erwiedert sie; »wie kommen Sie auf diese Idee? Wie sollte er auch erfahren haben, daß ich mich in Verlegenheit befand?«

»Ich habe es ihm gesagt, Madame, nachdem ich die Ehre gehabt hatte, Ihnen einen Besuch abzustatten; ich hielt es nicht für Unrecht, dem Grafen zu sagen, daß Sie sich nicht in glücklichen Verhältnissen befanden.«

»Sie waren von mir nicht dazu ermächtigt, Herr von Merval . . . und das Blumenmädchen . . .«

»Hat er Ihnen ebenfalls zugeschickt.«

»Ich muß gestehen, daß ich von dem Roman, den mir das Mädchen erzählt, kein Wort verstanden habe; man bildete sich Dinge ein, die keinen Sinn und Verstand hatten.«

»Herr von Roncherolle scheint den »Roman,« wie Sie ihn zu nennen belieben, besser verstanden zu haben, denn er

hat kein Bedenken getragen, das Blumenmädchen als seine Tochter anzuerkennen.«

»Als seine Tochter! . . . Herr von Rondherolle hat sie als seine Tochter anerkannt?«

»Ja, Madame, kurz vor seinem Tode.«

»Wie! Rondherolle ist todt?«

»Ja, er ist todt, und hat vor seinem Ende den Freund, den er so schwer beleidigt, um Verzeihung gebeten.«

»So, der arme Rondherolle ist todt? . . . Nun, im Grunde konnte er nichts Besseres thun, denn er war in einer kläglichen Lage . . . Und was ist aus dem hübschen Blumenmädchen geworden?«

»Sie ist bei dem Grafen von Brévanne; er hat sie an Kindesstatt angenommen und wird sie nie verlassen. Der Graf ist ein Mann, wie es wenige gibt, und Sie können stolz seyn, Madame, daß Sie einst seinen Namen geführt haben!«

Die Baronin kann eine Aufwallung des Aergers nicht unterdrücken; aber sie erwiedert nichts und entfernt sich mit einer kalten Verbeugung.

Gegen das Ende des Carnevals bekommt die Baronin von Grangeville in Folge eines Balles, wo sie in einem zu tief ausgeschnittenen Kleide erschienen ist, eine Lungenentzündung und neun Tage nach ihrer Erkrankung fühlt sie, daß sie nicht wieder aufstehen wird. Das Muttergefühl erwacht nun zum ersten Male in dem Herzen dieser Frau, die bis dahin nur für sich gelebt hat. Sie schreibt mit zitternder Hand einige Zeilen an den Grafen und bittet ihn, ihr die verlassene, verstoßene Tochter zu schicken, die sie vor ihrem Ende noch einmal an ihr Herz drücken möchte.

Aber der Graf antwortet dem Boten seiner Frau: »Wer sein Kind zweimal verstoßen hat, darf nicht mehr hoffen, sich von ihm die Augen zudrücken zu lassen; es ist jetzt zu spät, daß Violette ihre Mutter kennen lerne.«

Einige Tage nach dem Tode der Baronin von Grangeville nimmt der Graf von Brévanne seinen Namen und Titel wieder an; von Herrn Malberg ist keine Rede mehr.

Die Familie Glumeau spielt noch oft Komödie in ihrem Lustwäldchen, aber Chambourdin wird nur unter der ausdrücklichen Bedingung zugelassen, keine Dame wieder auf einen Baumast zu setzen.

Der junge Lion Saint-Arthur hat mit Mademoiselle Zizi Dutaillis bald seinen letzten Groschen vergeudet und ist überglücklich, einen Platz als Commis in einem Modewaarenlager zu finden, wo er seinen ursprünglichen Namen Benoit Canard wieder annimmt. Aber die Schauspielerin erlaubt ihrem vormaligen Geliebten, sie zuweilen zu besuchen und ein Frühstück bei ihr einzunehmen.

Chicotin ist Commissionär geblieben; wenn er sieht, wie glücklich Georget und Violette sind, denkt er:

»Ein Bischen von ihrem Glücke verdanken sie mir; aber ich kann ganz ruhig seyn, sie würden mir einen Theil ihres Glückes geben, wenn ich's brauchte.«

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.